

ARTISET

Ausgabe 12 | 2025

Das Magazin der Dienstleister für
Menschen mit Unterstützungsbedarf

Im Fokus

Queeren Menschen mit Respekt begegnen

CURAVIVA

Wie der «Flexpool» es möglich macht,
intern personelle Ressourcen zu schaffen.

INNOVOS

SODK-Präsident Mathias Reynard zur
Umsetzung der UN-BRK in den Kantonen.

YOUViTA

Wie Fachpersonen dem Kokain-Konsum
bei jungen Menschen begegnen können.



Es sollten national mehr Anstrengungen unternommen werden, um Interventionen zur Suizidprävention in die Grundversorgung zu integrieren.

PD Dr. phil. Anja Gysin-Maillart

Bis 2025 unterstützt die Projektförderung Prävention in der Gesundheitsversorgung (PGV) bei Gesundheitsförderung Schweiz vier Suizidpräventionsprojekte mit rund CHF 6,5 Mio.

Neues, für die Praxis relevantes Wissen wird generiert und Referenzmodelle werden entwickelt.

2016 wurde der Nationale Aktionsplan Suizidprävention vom Bundesamt für Gesundheit (BAG), den Kantonen und Gesundheitsförderung Schweiz unter Einbezug weiterer Akteure.

Ziel:
Die Suizidrate in der Schweiz bis 2030 um 25% zu senken.

Zu diesem Zweck wurde 2020 eine Projekt-ausschreibung mit dem Ziel veröffentlicht, suizidgefährdete Patient*innen und ihre Angehörigen bei der Entlassung aus dem Spital zu unterstützen, um Suizid(versuche) und neue Hospitalisierungen zu reduzieren.



Erfahren Sie mehr über Projekte und die zur Suizid-prävention durchgeföhrten Massnahmen auf unserer Themenseite.

Die 4 Suizidpräventionsprojekte

SERO – Suizidprävention: Einheitlich Regional Organisiert



Ziel des Projekts ist es, das Selbstmanagement bei Suizidgefährdung zu optimieren, die Selbstwirksamkeit von suizidgefährdeten Personen und ihren Angehörigen zu erhöhen und eine koordinierte und vernetzte Betreuung durch Fachpersonen in der Region zu fördern.

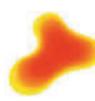
ASSIP flex



Ziel der ASSIP-Projekte ist es, Menschen, die einen Suizidversuch hinter sich haben und bisher nicht erreicht werden konnten, die wirksame Kurzpsychotherapie ASSIP (Attempted Suicide Short Intervention Program) im häuslichen Umfeld anzubieten. Darüber hinaus sollen Netzwerke gestärkt und neue Schnittstellen in der Versorgung geschaffen werden.

AdoASSIP – Prävention von Suizidversuchen und Suiziden bei Adoleszenten

Verbreitung der ASSIP-Methode in der Westschweiz



Gesundheitsförderung Schweiz
Promotion Santé Suisse
Promozione Salute Svizzera

Editorial

«Dass wir heute über die geschlechtliche Vielfalt reflektieren, ist eine Errungenschaft unserer modernen, offenen Gesellschaft.»

Elisabeth Seifert, Chefredaktorin



Liebe Leserin, lieber Leser

«In unserer Institution respektieren und akzeptieren wir alle Menschen gleichermaßen» – haben Sie sich vielleicht gedacht, als Sie den Titel des Fokus-Themas gelesen haben. Und vielleicht sind Sie der Meinung, dass Queerness respektive die von den traditionellen Lebensweisen abweichenden sexuellen Orientierungen und geschlechtlichen Identitäten eine gar grosse Bedeutung in der öffentlichen Debatte einnehmen. Schnell stellt sich auch die Frage: Handelt es sich hier nicht einfach um eine vorübergehende Modeerscheinung bei städtisch geprägten jungen Menschen?

Als ich an einem gemütlichen Abend unter Freundinnen dieses Thema angeschnitten habe, bekam ich solche Meinungen zu hören. Und ich muss gestehen, auch ich bin – oder war zumindest – nicht ganz frei davon.

Dass wir heute über die geschlechtliche Vielfalt reflektieren, ist eine Errungenschaft unserer modernen, offenen Gesellschaft – die Folge einer Jahrzehntelangen Entwicklung in der Umsetzung von Menschenrechten, wie Soziologin Christina Caprez im Gespräch erörtert, gerade auch bezogen auf die Geschlechterrollen (Seite 10). Das Infragestellen vermeintlicher Gewissheiten darüber, was ein Mann oder eine Frau ist und wie sie zu sein haben, ebnet den Weg dazu, dass wir uns der Vielfalt bewusst werden.

Ein Prozess, der sich auch darin äussert, dass zum Kurzwort LGBTQ+ laufend neue Buchstaben hinzukommen. Nur wenn wir eine Sprache und Begriffe haben, können wir auch über unsere Gefühle sprechen, unterstreicht Christina Caprez. Um die vielfältigen Formen geschlechtlicher Identität anzudeuten, hat sich der Genderstern oder der Genderdoppelpunkt etabliert. Letzteren werden Sie in unseren Fokus-Beiträgen immer wieder antreffen, zusätzlich zu den geschlechtsneutralen Bezeichnungen.

Auch wenn unsere Gesellschaft heute offener geworden ist, die Andersartigkeit löst Verunsicherung aus, was immer wieder zu Diskriminierungen führt. Unsere Berichte und Porträts in diesem Heft machen deutlich, wie Transmenschen, Lesben und Schwule um die Anerkennung ihrer geschlechtlichen Identität oder sexuellen Orientierung kämpfen mussten und müssen. Besonders beeindruckt mich, wie sich Carlos Correvon, ein Mann mit Behinderung, homosexuell und dunkelhäutig, seinen Platz in der Gesellschaft erobert hat (Seite 14). Ein wichtiger Schritt in Richtung Enttabuisierung ist, dass derzeit in der Deutschschweiz und in der Romandie die Bedürfnisse queerer Senior:innen vermehrt ins Zentrum rücken (Seiten 18–27).

Möglicherweise geht es Ihnen bei der Lektüre ähnlich wie dem Redaktionsteam bei der Erarbeitung der Beiträge: Es istfordernd, sich dem Andersartigen zu stellen, und gleichzeitig ein persönlicher und gesellschaftlicher Gewinn, die Vielfalt in unser Denken und Handeln zu integrieren.

Über die Schwerpunktthemen hinaus finden Sie in diesem Magazin unter anderem eine Seite mit Erläuterungen zum digitalen Neuauftritt der Föderation Artiset und der drei Branchenverbände Curaviva, Insos und Youvita (Seite 37). Am 28. Januar wird es so weit sein: Der Webauftritt ist kompakt und nutzungsfreundlich gestaltet und bietet Zugriff auf das gesamte Angebot sowie exklusive Inhalte für Mitglieder. ■

Titelbild: Barbara Bosshard lebt seit dem jungen Erwachsenenalter in lesbischen Beziehungen. Heute ist die Zürcherin pensioniert und engagiert sich für die Anliegen der queeren Community.

Foto: Sandra Meier

Das Leben ist schön mit kleinen Hilfsmitteln



Gratis-
Präventionsmodul
bestellen



Schützen Sie Ihre Mitarbeitenden und Menschen mit Unterstützungsbedarf

Lernen Sie mit unserem Präventionsmodul «Hilfsmittelparcours aus dem Koffer» den Cleveren Transfer kennen. Üben Sie an fünf typischen Alltagssituationen, wie Sie mit kleinen Hilfsmitteln Patientinnen und Patienten körperschonend und sicher transferieren – praxisnah, einfach und flexibel.

Inhalt



Im Fokus

- 06 Das Refuge Genf bietet praktische Hilfe für queere Jugendliche
- 10 Queerness in der Schweiz: Soziologin Christina Caprez erörtert die Entwicklung
- 14 Carlos Correvon wohnt mit seinem Partner in einer betreuten Wohnung
- 18 Der Schlüssel zu einer inklusiven Kultur im Pflegeheim
- 22 Barbara Bosshard: Lesbe und Aktivistin im Dienst queerer Menschen
- 25 Eine queeraffine Weiterbildung für Pflegende

kurz & knapp

- 28 Plattform «alzpeer»: Austausch unter Alzheimer-Betroffenen und Angehörigen

Aktuell

- 30 Mit dem «Flexpool» Personalressourcen im Betrieb schaffen
- 33 SODK-Präsident Mathias Reynard zur Umsetzung der UN-BRK
- 37 Ende Januar: digitaler Neuauftritt der Föderation Artiset
- 38 Was Migrantinnen in der Pflege leisten
- 42 Kokain-Konsum: Der Vizedirektor von «Sucht Schweiz» erläutert die Risiken

Politische Feder

- 46 Maud Theler, Walliser Grossrätin der SP

Impressum: Redaktion: Elisabeth Seifert (esf), Chefredaktorin; Salomé Zimmermann (sz); Anne-Marie Nicole (amn); France Santti (fsa); Jenny Nerlich (jne) • Korrektorat: Beat Zaugg • Herausgeber: ARTISET • 4. Jahrgang • Adresse: ARTISET, Zieglerstrasse 53, 3007 Bern • Telefon: 031 385 33 33, E-Mail: info@artiset.ch, artiset.ch/Magazin • Geschäfts-/Stelleninserate: Zürichsee Werbe AG, Fachmedien, Tiefenaustrasse 2, 8640 Rapperswil, Telefon: 044 928 56 53, E-Mail: markus.haas@fachmedien.ch • Vorstufe und Druck: AST&FISCHER AG, Seftigenstrasse 310, 3084 Wabern, Telefon: 031 963 1111 • Abonnemente: ARTISET, Telefon: 031 385 33 33, E-Mail: info@artiset.ch • Jahresabonnement Fr. 90.– • Erscheinungsweise: 8 × deutsch (je 4600 Ex.), 4 × französisch (je 1400 Ex.) pro Jahr • WEMF/KS-Beglaubigung 2024 (nur deutsch): 3426 Ex. (davon verkauft 3398 Ex.) • ISSN: 2813-1355 • Nachdruck, auch auszugsweise, nur nach Absprache mit der Redaktion und mit vollständiger Quellenangabe.



DIE NATÜRLICHEN FARBEN
ZERTIFIZIERT MIT
CRADLE TO CRADLE



Praktische Hilfe für queere junge Menschen



Eine von den gängigen Mustern abweichende geschlechtliche Identität oder sexuelle Orientierung kann bei jungen Menschen zu einer grossen inneren Not führen.

Foto: Symbolbild/Shutterstock

Das Refuge Genf ist ein einzigartiger Ort in der Schweiz: Im Rahmen seines Auftrags möchte es LGBTIQ+-Jugendlichen «zu mehr Wohlbefinden, der Wiederherstellung der Familienbeziehungen, einem besseren Selbstwertgefühl und einem Platz in der Gesellschaft» verhelfen. In den zehn Jahren seines Bestehens hat das Refuge bereits über tausend Jugendliche in Schwierigkeiten begleitet. Es betrachtet sich als Sprungbrett in die Selbstständigkeit und Selbstbehauptung.

Von Anne-Marie Nicole

Das im Frühjahr 2015 eröffnete Refuge Genf ist eine Einrichtung von Dialogai, einem Verein, der sich für die Rechte von LGBTIQ+-Personen einsetzt. Es ist eine Reaktion auf die zahlreichen Anrufe und Erfahrungsberichte von Jugendlichen in Not, deren sexuelle Orientierung oder geschlechtliche Identität – ob real oder noch offen – zu Problemen in der Familie, Schule oder Gesellschaft führt.

Anfänglich war das Refuge nur ein schlichtes Zimmer. Heute umfasst es eine ganze Reihe von Räumen im Erdgeschoss eines Gebäudes im Quartier Pâquis: Neben einem einladenden, offenen Bereich und einem Ruheraum, um sich zurückzuziehen, gibt es in einer Ecke auch eine Bibliothek mit einer Auswahl an Büchern zu Fragen der sexuellen und geschlechtlichen Orientierung. In einer Garderobe finden sich Kleidung und Schuhe für Menschen in der Transition. Hinzu kommen eine Küche, ein Büro und ein geschlossener Raum für individuelle Gespräche.

Die fünf Teammitglieder haben einen sozialpädagogischen oder psychologischen Hintergrund und stehen ohne Terminvereinbarung zur Verfügung. Daneben bieten sie Gesprächsgruppen, spezielle Aktivitäten und individuelle Gespräche an. «Das Refuge Genf versteht sich als Bindeglied zwischen der Gemeinschaft und dem Einzelnen», erläutert Alexe Scappaticci, Koordinator:in und Sozialbeauftragte des Refuge Genf. Neben der Betreuung der Jugendlichen bietet die Einrichtung Familienmediation und Elternunterstützung. Sie führt auch Sensibilisierungsmassnahmen und Schulungen ausserhalb der Einrichtung an den Wohnorten, in Schulen, Ausbildungsstätten oder Orten der Jugendarbeit durch. Des Weiteren verfügt das Refuge Genf über eine Wohnung mit drei Betten als vorübergehende Unterkunft für maximal sechs Monate. «Die Rückkehr in den Familienvorverband hatte für uns immer Priorität.»

Brüche in der Biografie sind sehr belastend

Das Refuge Genf betreut junge LGBTIQ+-Personen bis zu 30 Jahren. In der Pilotphase des Projekts lag die Altersgrenze bei 25 Jahren. «Die Arbeit vor Ort hat jedoch gezeigt, dass Fragen wie Coming-out, Selbstakzeptanz, Homophobie und verinnerlichte Transphobie oder Zurückweisung durch das Umfeld auch für Personen oberhalb dieser Altersgrenze schwierig sein können», schreibt das Team von Dialogai in seinem Konzept. Eine Untergrenze hingegen gibt es nicht. «Wir hatten schon Kinder von 10 oder 12 Jahren hier», so Alexe Scappaticci.

In zehn Jahren hat das Refuge bereits über tausend Jugendliche begleitet. Abgesehen von dieser Zahl ist es schwer, Statistiken zu erstellen oder Trends zu erkennen: Am Schuljahresende im Juni oder auch vor Weihnachten mit all den Feierlichkeiten in der Familie ist der Zustrom höher, ansonsten ist keine Regelmässigkeit zu erkennen. «Es gibt nicht den Prototyp, der zu uns kommt», bestätigt die Koordinator:in. «Es gibt jedoch gemeinsame wunde Punkte: die Not-situation, die Angst vor Zurückweisung, Diskriminierung und Gewalt, der Kraftaufwand, um sich zu verstecken, und damit einhergehend die Isolation und die Brüche in der Biografie. Das belastet die psychische Gesundheit massiv.»

Im Frühjahr 2015 klopfte eine 15-jährige Jugendliche auf Empfehlung ihrer Schulsozialberaterin als eine der Ersten an die Pforte des Refuge. «Unser Patient Zero», wie Alexe Scappaticci die Person, die damals noch als Mädchen galt, liebevoll bezeichnet. Alexe Scappaticci berichtet über den Weg, der fast zehn Jahre dauerte und auf dem «Patient Zero» fast alle Leistungen des Refuge Genf in Anspruch nahm – was zugleich den Umfang der dortigen Aktivitäten verdeutlicht. Der erste Kontakt mit den Jugendlichen, die in die Einrichtung kommen, sei entscheidend, wie Alexe →

Im Fokus

Scappaticci betont. In einem analysierenden, erkundenden und schützenden Gespräch werde es möglich, den familiären Hintergrund zu verstehen. «Wir beurteilen zunächst die psychische Gesundheit und das Selbstdüngungsrisiko: Die Prävalenz bei LGBTIQ+-Jugendlichen ist uns bestens bekannt.» Zurück zu «Patient Zero»: Erst schwieg die Jugendliche. Dann öffnete sie sich nach und nach und offenbarte, wie sie regelmässig unter den verletzenden Äusserungen ihres Stiefvaters über ihren Kleidungsstil litt. Im Laufe der ersten Gespräche bekannte die Jugendliche, dass sie sich von Mädchen angezogen fühlt.

Die positive Wirkung familiärer Unterstützung

Auf ihren Wunsch hin wurde ein erstes Treffen mit der Mutter und dem Stiefvater organisiert, um die Wogen in der Familie zu glätten. Dabei ging es um die Worte, die zu Hause fallen, und das Verständnis für Homosexualität. Studien belegen, dass familiäre Unterstützung eine positive Wirkung auf die psychische Gesundheit hat und Selbstdüngungsversuche und

andere Eltern in derselben Situation kennenzulernen. Das war die Geburtsstunde der Gesprächsgruppen im Refuge Genf.

Dank der neuen Unterstützung durch die Mutter vergingen die düsteren Gedanken. Der Junge wollte jedoch die Schule verlassen, wo er sich zurückgewiesen fühlte. Obwohl die Massnahmen des Refuge Genf in Schulen nur kleine Module umfassen, arbeitete das Team drei Tage mit den Lehrkräften und der Klasse des Jugendlichen. Rollenspiele und Wissen zum Thema sollten die Transition erläutern, die der Junge durchlebte. Der positive Ansatz sollte ihm zu seinem Platz in der Gemeinschaft verhelfen. Auch der Junge selbst konnte seinen Kamerad:innen gegenüber seine Erwartungen offen aussern. Statt die Schule mit durchschnittlichen Noten zu verlassen, schloss er als einer der Besten seines Jahrgangs ab. Im Folgenden bekam er noch administrative Unterstützung, insbesondere bei der Änderung des Personenstands und beim medizinischen Prozess.

Heute ist die Teenagerin von 2015 ein 25-jähriger Mann: ein selbstständiger Erwachsener, der mit seiner Lebensgefährtin gerade eine medizinisch unterstützte Fortpflanzung durchläuft. «Im Prinzip sind wir gemeinsam gewachsen und haben im Laufe dieser zehn Jahre viel voneinander gelernt. Auf jeden Fall ist das eine wunderschöne Geschichte», freut sich Alexe Scappaticci.

«Wir möchten weg von der Meinungsdebatte und setzen auf wissenschaftliche Erkenntnisse und Daten. Aktivismus und Missionierung liegen uns fern.»

Alexe Scappaticci, Koordinator:in und Sozialbeauftragte:r des Refuge Genf

Selbstverstümmelungen um 93 Prozent reduziert. Es braucht die Zusammenarbeit mit den Eltern. «Wir versuchen, ein empathisches Umfeld zu schaffen und die Bindungen wiederherzustellen. Wir vermitteln auch Wissen, um Zweifel und Ängste der Eltern auszuräumen, die sie an einer Akzeptanz hindern. Meistens sind die Eltern liebevoll, und es gelingt uns, wieder einen Dialog herbeizuführen.»

Trotz den geglätteten Wogen war die 15-jährige Person weiterhin in grosser Not – bis sie offenbarte, dass sie sich schon lange als Junge fühlt. Es begann eine erneute Arbeit mit der Mutter – der Stiefvater zog sich indes zurück. «Wir haben viel mit der Mutter gearbeitet. Sie war schockiert, hatte den Eindruck, man würde ihr Kind töten, sie würde ihre Tochter verlieren. In Abstimmung mit dem Jugendlichen haben wir sie in die Wahl eines neuen Vornamens und Pronomens mit einbezogen.» Alexe Scappaticci: «Wir versuchen den Eltern immer zu vermitteln, dass das alles auch ein spannendes Abenteuer sein kann.»

Im weiteren Verlauf wollte der als männlich geoutete Jugendliche jetzt gerne andere Jugendliche mit einer ähnlichen Biografie treffen. Auch die Mutter verspürte den Wunsch,

Netzwerkarbeit und Schulung

Dieses Erlebnis zeigt auch, wie wichtig Netzwerkarbeit ist – mit der Schule, den pädagogischen Wohngruppen, den Familien, dem Freizeitbereich und allen anderen Orten, die Jugendliche frequentieren. Es zeugt auch von der Notwendigkeit, Fachkräfte im Gesundheits-, Sozial- und Bildungswesen, die Jugendliche betreuen, zum Thema LGBTIQ+ zu schulen und so eine Lücke der Ausbildung zu schliessen. Die Programme des Refuge Genf betonen «die Bedeutung einer bestätigenden, wohlwollenden Haltung», die inklusiv und respektvoll ist. Sie bieten Werkzeuge und praktische Ansätze wie etwa zur Wortwahl, fassen die Bedürfnisse Jugendlicher zusammen und setzen einen Fokus auf die Herausforderungen bei der Arbeit mit der Familie, dem Umfeld, der Schule und den Lebensbereichen. «Wir möchten weg von der Meinungsdebatte und setzen auf theoretischen Input mit wissenschaftlichen Erkenntnissen und Daten. Aktivismus und Missionierung liegen uns fern», hebt Alexe Scappaticci hervor.

Zweifellos kann das Refuge Genf sich über eine gewisse Demokratisierung des Themas freuen, über das auch offener geredet wird. Aber unverblümte, reaktionäre Äusserungen gegenüber LGBTIQ+-Personen nehmen zu, was auch den sozialen Netzwerken geschuldet ist. «Nun ja, arbeitslos sind wir noch nicht», so das Fazit von Alexe Scappaticci – nicht ohne einen gewissen Groll. ■

Für weitere Infos: → refuge-geneve.ch



DAS SCHULUNGSKIT FÜR DEN PFLEGEBEREICH.

DEINE SICHERHEIT IST JETZT.

Sicherheit am Arbeitsplatz ist lernbar.
Mit 11 Schulungsmodulen zu den
wichtigsten Themen der Pflege,
E-Learning-Plattform und Postern.



Jetzt kostenlos downloaden
und am Wettbewerb teilnehmen.
safeatwork.ch/pflegebereich

«Unsichtbarkeit ist eine Form der Diskriminierung»

Menschen, die sich nicht gemäss den gängigen Geschlechtermustern definieren, lösen Verunsicherung aus. Um Verständnis zu entwickeln, brauche es Offenheit, Neugier und Wissen, sagt Christina Caprez*. Sie ist Soziologin und Autorin eines Buchs mit Porträts queerer Jugendlicher und bietet auch Weiterbildungen zum Thema «sexuelle und geschlechtliche Vielfalt» an.

Interview: Elisabeth Seifert

Frau Caprez, die queere Community differenziert sich immer weiter aus. Zu LGBTQIA+ kommen laufend neue Buchstaben dazu – wie erklären Sie sich als Soziologin dieses Phänomen?

Für immer mehr Menschen, besonders auch für Jugendliche, ist Queerness ein Thema. Ich sehe das als Folge einer jahrzehntelangen Entwicklung in der Umsetzung von Menschenrechten. Wir Frauen zum Beispiel erlangten 1971 endlich das Stimmrecht. Zehn Jahre später wurde die Gleichberechtigung in der Bundesverfassung garantiert, aber erst 1991 mit dem Gleichstellungsgesetz umgesetzt. Parallel dazu kämpften zuerst Schwule in der Öffentlichkeit um ihre Anerkennung, es folgte in den 80er- und 90er-Jahren eine lesbisch-feministische Bewegung. Und heute haben wir es mit einer jüngeren queeren Bewegung zu tun, die für die Rechte aller Geschlechter kämpft,

einschliesslich Menschen, die sich weder als Frauen noch als Männer identifizieren.

Diese jüngere queere Bewegung ist für Sie also nicht einfach ein Trend, sondern Ausdruck unserer modernen Gesellschaften?

Manche Leute äussern die Vermutung, dass es sich gerade bei dieser Bewegung um eine Modeerscheinung und damit etwas Vorübergehendes handelt. Das kann ich so nicht bestätigen. Wir sehen über die letzten Jahre hinweg einen Anstieg gerade bei jungen Menschen, die sich als nicht mehr ausschliesslich heterosexuell bezeichnen. So geben etwa im Kanton Zürich in der repräsentativen Jugendstudie 26 Prozent der weiblichen Neunklässlerinnen an, dass sie nicht oder nicht ausschliesslich heterosexuell seien. Interessant ist ein Vergleich mit Linkshändigkeit: Früher waren Linkshänder:innen stigmatisiert, und so gaben in Umfragen nur wenige

Menschen an, linkshändig zu sein. Erst seit ein paar Jahrzehnten stagniert die Anzahl bei rund 12 Prozent.

Die Enttabuisierung führt dazu, dass sich Menschen zu anderen als den gängigen Geschlechtsidentitäten bekennen?

Erst wenn die menschliche Vielfalt komplett enttabuisiert sein wird und die Gesellschaft Lebensweisen, die nicht cis oder nicht hetero sind, anerkennt, werden wir wissen, wie hoch ihr Anteil in der Bevölkerung tatsächlich ist. Das können wir heute noch gar nicht sagen. Wir haben uns erst auf den Weg gemacht. Wichtige Etappen sind die Ehe für alle oder der vereinfachte Geschlechtseintrag für trans Menschen.

Trotz solchen Öffnungsschritten gibt es aber noch immer eine starke Diskriminierung.

Die Diskriminierung ist sehr präsent,

das habe ich gerade auch bei meinen Interviews mit queeren Jugendlichen gesehen. Am meisten schockiert hat mich die Anzahl von Kindern und Jugendlichen, die gemobbt werden, und zwar massiv. Mobbing ist allgemein ein verbreitetes Thema, bei queeren Jugendlichen aber ist es überdurchschnittlich. Gerade Transidentität ist nochmals stigmatisierter als eine schwule, lesbische oder bisexuelle Orientierung. Unsere Gesellschaft ist noch lange nicht so offen und enttabuisiert, wie wir uns dies wünschen würden.

Auch wenn queere Identitäten zunehmend präsent sind, handelt es sich doch um eine gesellschaftliche Minderheit, ganz besonders bei Menschen, die sich als transgender oder non-binär identifizieren. Warum hat das Thema in der Öffentlichkeit dennoch eine so hohe Präsenz?

Das hat auch viel mit Reaktionen aus rechten Kreisen zu tun. Die Stadt Zürich hat den Genderstern im Sinn einer geschlechtergerechten Sprache eingeführt. Ein Verwaltungsakt, genauso wie man 20 Jahre zuvor Frauen überall in allen Dokumenten mit aufgeführt hat. Die SVP hat den Kampf dagegen zu ihrem Kampagnenziel erklärt.

Eine solche Reaktion ist vor allem Ausdruck von Verunsicherung?

Wenn man damit aufgewachsen ist, dass das Geschlecht etwas ist, das man an äusseren Merkmalen ablesen kann, und dass sich daraus entsprechende Interessen und Geschlechterrollen in der Familie ableiten lassen, dann kann es sehr verunsichernd sein, wenn jemand diese vermeintliche Gewissheit infrage stellt und sagt: Ich bin weder Frau noch Mann. Dass es da eine Gegenbewegung gibt, kann ich nachvollziehen und soziologisch erklären, auch wenn ich es natürlich nicht schön finde.

Wird die Gesellschaft damit umgehen lernen?

Ich bin sehr ambivalent. Lange Zeit sah ich Gegenreaktionen als eine Art letztes Aufbäumen des Patriarchats. Aber aktuell



Christina Caprez: Die Soziologin beschäftigt sich mit geschlechtlicher Vielfalt, ganz besonders bei jungen Menschen.

Foto: Ayse Yavas

beobachte ich eine antifeministische Bewegung, und in verschiedenen Ländern setzen sich autokratische Regierungen durch. Diese Kräfte sind mittlerweile sehr stark. Es bereitet mir Sorge, wie in den USA die Rechte von trans Menschen abgebaut werden. Auch in der Schweiz gibt es ja Versuche in diese Richtung.

Was ist zu tun, damit wir gesellschaftliche Errungenschaften nicht wieder verlieren?

Die Verunsicherung ist menschlich. Die Frage ist einfach, wie man damit umgeht. Weist man diese Entwicklung als bedrohlichen Trend zurück, oder sagt man sich: «Das ist zwar neu für mich, aber ich bin offen, mich damit zu beschäftigen?» Auch auf anderen

Gebieten ist für uns vieles neu, wir können und dürfen immer wieder dazulernen. Diese offene Haltung wünsche ich mir, und ich beobachte sie durchaus auch.

In Ihrem Buch geht es um queere Jugendliche. Ist gerade die neuere queere Bewegung vor allem auf junge Menschen beschränkt?

Das ist sehr unterschiedlich. Ältere Menschen sind noch mehr damit aufgewachsen, wie ein Mädchen oder eine Junge zu sein hat, und haben so →

→ christinacaprez.ch/queerkids.ch

«Die Verunsicherung ist menschlich. Die Frage ist einfach, wie man damit umgeht. Weist man diese Entwicklung als bedrohlichen Trend zurück oder sagt man sich: Das ist zwar neu für mich, aber ich bin offen, mich damit zu beschäftigen?»

eine noch grössere Distanz zu dieser neuen Bewegung. Andererseits erlebe ich gerade auch von älteren Menschen berührende Reaktionen auf mein Buch. Ein Mann im Grossvateralter, der jetzt mit seiner Frau seine Enkel betreut, fragte mich, ob ich nicht ein Buch über queere Alte schreiben möchte – er sei nämlich so einer.

Wie meinte er das?

Er hat sich ein Leben lang als Mann und hetero eingesortiert, sich damit aber nie so richtig wohlgefühlt, weil er schon als Bub untypisch war. In meinem Buch konnte er sich mit Benicio identifizieren, der sich als non-binär versteht. Benicio ist mit männlichen Geschlechtsmerkmalen auf die Welt gekommen und will das auch gar nicht ändern, versteht sich aber nicht als Mann. Bei dem älteren Mann, der mir geschrieben hat, ist das ganz ähnlich.

Durch die queere Bewegung ist diesem älteren Mann überhaupt erst bewusst geworden, dass es so etwas wie eine non-binäre Geschlechtsidentität geben kann?

Für ihn ist diese neue queere Bewegung eine Chance, jetzt eine Art Coming-out zu haben, als non-binärer Mensch. Diese Erfahrung zeigt auch: Wenn wir keine Sprache und keine Begriffe haben, dann können wir oft gar nicht über unsere Gefühle sprechen. Es braucht auch Figuren, die eine entsprechende Identität

leben. Wir haben in der Deutschschweiz etwa Kim de l'Horizon und Nemo, die als non-binäre Menschen in der Öffentlichkeit präsent sind.

Es geht also darum, Sichtbarkeit zu schaffen?

Unsichtbarkeit oder Schweigen sind eine Form der Diskriminierung, die gerade für Jugendliche sehr schwierig ist. Es verhindert eine gute Entwicklung, wenn die Eltern und die Schule diese Themen nicht oder kaum ansprechen. Kinder fühlen sich falsch, wenn sie in sich etwas spüren, dafür aber keine Entsprechung in ihrer Lebenswelt finden. Das ist sehr existenziell und auch der Grund, weshalb sich trans Menschen früher erst sehr spät geoutet haben. Nur wer Worte für die eigenen Gefühle hat, kann sie auch akzeptieren, mitteilen und leben.

Was sollten Schulen und Eltern tun?

Sie können in der Sprache sowie über Bücher, Filme und Lehrmittel die Vielfalt geschlechtlicher Identitäten und sexueller Orientierungen erfahrbar machen. In den meisten Kinderbüchern ist heute die klassische Rollenverteilung von Frauen und Männern immer noch eine Selbstverständlichkeit, ganz zu schweigen von trans oder non-binären, schwulen oder lesbischen Lebensweisen. Im Unterschied zu früher haben Kinder und Jugendliche immerhin die Möglichkeit, sich über Social Media zu informieren und Vorbilder zu finden. Es ist für uns Erwachsene aber ein Armutzeugnis, wenn Jugendliche dafür auf Social Media angewiesen sind.

Sie haben nicht nur ein Buch über queere Jugendliche geschrieben, sondern führen zwecks Sensibilisierung auch Workshops an Schulen durch.

Die Idee zum Buch hatte ich, weil ich im Verein ABQ aktiv bin. Wir vermitteln an Schulen das queere ABC. In den Workshops mit Schulklassen geht es um Identität, Liebe und Orientierung. Wir erzählen unsere eigenen Geschichten: Ich zum Beispiel erzähle von meiner Diskriminierung als Mädchen in der Schule und dass ich erst spät gemerkt habe, dass ich nicht nur auf Buben stehe. Wir möchten den Kindern und Jugendlichen auf diese Weise die Vielfalt möglicher Identitäten zeigen. Das Buch habe ich für Jugendliche, aber auch für Lehrpersonen geschrieben,

«Wenn wir keine Sprache und keine Begriffe haben, dann können wir oft gar nicht über unsere Gefühle sprechen. Es braucht auch Figuren, die eine entsprechende Identität leben.»

Christina Caprez

die nicht wissen, wie sie mit dem Thema umgehen sollen. Und mittlerweile biete ich auch Weiterbildungen für Fachpersonen auf der Basis des Buchs «Queer Kids» an, etwa für Schulleiter:innen, Lehrpersonen oder Psycholog:innen.

Besonders umstritten sind in der öffentlichen Debatte Hormonbehandlungen und Operationen bei jungen Menschen. Wie stehen Sie dazu?

Ich kann die Aufregung soziologisch nachvollziehen, aber inhaltlich teile ich sie nicht. Die Zahl von Minderjährigen, die solche Behandlungen bekommen, ist sehr klein, und jede Behandlung wird von Fachleuten sorgfältig geprüft und begleitet. Wenn man von Behandlungen bei Minderjährigen redet, dann handelt es sich meist um Pubertätsblocker, mit denen sich die Pubertät um bis zu zwei Jahre hinauszögern lässt. Die Kinder gewinnen damit Zeit, herauszufinden, wer sie wirklich sind.

Bleiben die Jugendlichen einer bestimmten Identität treu – oder versuchen sie es mit unterschiedlichen Identitäten?

Die Adoleszenz ist eine Lebensphase, in der es darum geht, sich in ganz unterschiedlichen Lebensbereichen zu finden – etwa in Bezug auf die Berufswahl, die Entwicklung eigener Werte oder auch die sexuelle Orientierung. Junge Leute probieren sich aus, das gehört dazu. Erwachsene haben die Aufgabe, die Kinder auf diesem Weg zu begleiten. Junge Menschen sind dabei auf ihre Offenheit angewiesen. Es ist wichtig, die Kinder ernst zu nehmen und nicht, weil einem das Thema selber fremd ist, mit Skepsis zu reagieren. Entwicklung findet übrigens ein Leben lang statt: Die sexuelle Orientierung und/oder die Geschlechtsidentität können sich weiterentwickeln – auch wenn man das nicht willentlich beeinflussen kann.

Studien zeigen, dass sich neurodivergente Menschen häufiger nicht mit dem ihnen bei der Geburt

zugewiesenen Geschlecht identifizieren als der Durchschnitt der Bevölkerung. Wie erklärt sich das?

Es gibt dazu noch keine erhärteten Erkenntnisse. Es ist aber bekannt, dass für neurodivergente, vor allem autistische Menschen, soziale Normen fremd sind. Da ist es nur plausibel, wenn für diese Gruppe auch geschlechtliche Normen nicht nachvollziehbar sind. Sam, eine autistische, non-binäre Person mit ADHS, die ich in meinem Buch porträtiere, beschreibt die Fremdheit gegenüber Geschlechterrollen sehr plastisch: Warum soll man Frauen anders behandeln als Männer oder Buben anders als Mädchen? Das ist für Sam unverständlich.

Menschen mit Behinderungen werden in ihrer Sexualität oft grundsätzlich nicht ernst genommen. Was bedeutet das für queere Menschen mit Behinderungen?

Für Menschen mit Behinderung ist es noch schwieriger, ernst genommen zu

werden, wenn sie queer sind. Dabei haben auch Menschen mit Behinderung eine tiefe innere Gewissheit, welchem Geschlecht sie angehören und wen sie begegnen. Es gibt verschiedene queere Menschen mit Behinderungen, die sich zu dem Thema äussern und von denen ich schon viel gelernt habe – wie etwa Eddie Ramirez, Nina Mühlmann, Chris Heer und Lila Plakolli in der Schweiz oder Luisa L'Audace in Deutschland. Es lohnt sich, ihnen zuzuhören. ■

* Christina Caprez, geboren 1977, Soziologin und Historikerin, langjährige Redaktorin bei Radio SRF 2 Kultur, ist heute freie Journalistin, Moderatorin und Autorin. Sie realisiert Radio-, Film und Buchprojekte sowie Moderationen im Bereich Familie, Migration, Religion, Geschlecht und Sexualität. Christina Caprez hat eine Tochter in Co-Elternschaft mit einem Männerpaar und lebt bei Zürich. Das Buch «Queer Kids. 15 Porträts» ist 2024 im Limmat-Verlag erschienen.

BEGRIFFE DER QUEEREN SPRACHE

- Queer: Ein Begriff, der sexuelle Orientierungen und Geschlechtsidentitäten beschreibt, die nicht heterosexuell oder cisgender sind, zum Beispiel lesbisch, schwul, bisexuell und transgender. Der Begriff wird oft als ein Oberbegriff für nicht-heteronormative Identitäten gebraucht.
- LGBTQIA+: Ein Kurzwort, das zusammengesetzt ist aus den Anfangsbuchstaben der englischen Wörter Lesbian, Gay, Bisexual, Transsexual/Transgender, Queer, Intersexual und Asexual. Das + repräsentiert Mitglieder der Community, die sich einer anderen als im Kurzwort enthaltenen sexuellen Orientierung oder Geschlechtsidentität zuordnen.
- Geschlechtliche Identität: Der Ausdruck beschreibt, wie sich eine Person selber wahrnimmt. Dabei geht es auch um die Frage, ob sich ein Mensch mit dem ihm zugewiesenen Geschlecht identifiziert oder nicht. Zentrale Identitätsbegriffe sind: non-binär (= fühlt sich keinem Geschlecht zugeordnet), transgeschlechtlich (= fühlt sich nicht oder nicht nur dem angeborenen Geschlecht zugeordnet), intergeschlechtlich (= hat weibliche und männliche Geschlechtsmerkmale), cis (= fühlt sich dem angeborenen Geschlecht zugeordnet).
- Sexuelle Orientierung: Der Ausdruck beschreibt, zu welchen Personen und Geschlechtern sich jemand (nicht) hingezogen fühlt. Sexuelle Orientierungen sind zum Beispiel heterosexuell, homosexuell, lesbisch, bisexuell und asexuell.
- Co-Elternschaft: Eine Form der Elternschaft, bei der ein oder mehrere Kinder von zwei oder mehr Erwachsenen gemeinsam aufgezogen werden, ohne dass zwischen diesen Personen zwangsläufig eine romantische Beziehung besteht.
- Regenbogenfamilie: Das ist eine Familie, in der mindestens ein Elternteil lesbisch, schwul, bisexuell, transgeschlechtlich oder intergeschlechtlich ist. Der Begriff leitet sich von der Regenbogenflagge ab, einem Symbol für die LGBTQ+-Community.

«Ich habe meinen Platz gefunden»



Carlos Correvon im Eingangsbereich der Wohnung im Lausanner Quartier Chailly, die er schon seit drei Jahren mit seinem Lebensgefährten Charly teilt.

Foto: Thomas Brasey

Carlos Correvon, 37, teilt sein Leben mit seinem Lebensgefährten in einer betreuten Wohnung der Fondation Eben-Hézer in Lausanne. Der engagierte Mann kann es kaum erwarten, bis Ideen verwirklicht werden. Unermüdlich und mit Überzeugung steht er für die Rechte von Menschen mit Beeinträchtigung ein – für ihre Autonomie, ihre aktive Teilnahme am politischen Leben oder auch ihre sexuelle Orientierung.

Von Anne-Marie Nicole

Mit einem Lächeln auf den Lippen empfängt uns Carlos Correvon zu Hause in seiner Wohnung, die er schon seit drei Jahren mit seinem Lebensgefährten Charly im Lausanner Quartier Chailly bewohnt. Eben-Hézer, eine Waadtländer Stiftung, die Menschen mit Beeinträchtigung oder pflegebedürftige Personen betreut, hat sie dem Paar zur Verfügung gestellt. Im Quartier Chailly betreibt sie unterschiedliche Wohnstrukturen wie etwa Wohngruppen, Einzelzimmer, Heime und Wohnungen. Ein pädagogisches Team betreut und unterstützt die Leistungsempfänger:innen je nach Bedarf.

Carlos ist ein freundlicher, zuvorkommender und begeisterungsfähiger Gastgeber. Zur Feier des Tages trägt er ein T-Shirt mit einem Löwenkopf. Der Löwe ist sein Lieblingstier und spielt auf sein Pseudonym «DJ Lion» an. Die Farben passen perfekt zum orangeroten Ton seiner Haare. Kaum haben wir die Wohnung betreten, bietet er uns auch schon einen Kaffee an. Dann besinnt er sich anders und nimmt uns mit auf eine Besichtigungstour durch die Wohnung – von den Schlafzimmern über Bad und Küche bis hin zum Wohnzimmer. Auch Erläuterungen zur unmittelbaren Umgebung und zum Quartier vergisst er nicht.

Nach einem Trauerfall und einigen schwierigen Trennungen von Lebensgefährten trifft Carlos 2018 Charly bei einem Fussballturnier, das von mehreren Heimen im Kanton veranstaltet wird. Er ist damals 30, Charly ein paar Jahre älter. Da sie in unterschiedlichen Heimen wohnen, treffen sie sich zunächst mehrmals im Monat am Wochenende. Vor einem Zusammenleben möchten sie sich besser kennenlernen. «Wir sind glücklich», bestätigt Carlos. «Wir machen alles gemeinsam: Wäsche, Haushalt, Einkauf. Wir gehen spazieren, manchmal auch essen, wir laden Freunde ein. Wir leben ein recht normales Leben, wie alle anderen auch», erzählt er. In seiner vorherigen Wohngruppe lernte er, selbstständig zu leben: wie man mit Geld und Medikamenten umgeht, alltägliche Aufgaben verrichtet, sich nicht in Gefahr bringt und Exesse vermeidet. «Ich habe gelernt, stark zu sein, ich habe Vertrauen, keine Angst.» Das Paar weiss, dass es im Bedarfsfall die Hilfe des pädagogischen Teams in Anspruch nehmen kann, das nie weit weg ist.

Ungeduldig und hartnäckig

Sich diese Selbstständigkeit zu erobern, war jedoch nicht einfach. Erst recht nicht mit der Absicht, mit einem anderen Mann zusammenzuleben. Es gab viele Diskussionen über ihre jeweilige Fähigkeit, selbstständig leben zu können, sowie Widerstand gegenüber dem Wunsch zweier Männer nach einem gemeinsamen Leben. «Es gab viele Treffen mit dem Heim, meinen Eltern, einer Psychologin, einer Psychiaterin... Aber wir haben gekämpft, wir haben nicht lockergelassen und unser Recht auf ein Leben als Paar eingefordert. Wir haben geredet, geredet, geredet... So etwas ist ermüdend, es kostet sehr viel Zeit und Energie.» Man muss dazu sagen, dass Carlos ein ungeduldiger Mensch ist: Sobald eine Idee im Raum steht, ist sie sofort umzusetzen. Er ist auch hartnäckig und engagiert – ganz besonders, wenn es darum geht, für die Rechte von Menschen mit Beeinträchtigung einzutreten. «Er ist ein Kämpfer, ein Streiter, er hat eine grosse Überzeugungskraft», so Omar Odermatt, sozialpädagogischer Betreuer und Leiter von Estimédia, der mit der Kommunikation von Eben-Hézer Lausanne betrauten Werkstatt, in der auch Carlos tätig ist. →

«Es gab viele Treffen mit dem Heim, meinen Eltern, einer Psychologin, einer Psychiaterin. Aber wir haben gekämpft, wir haben nicht lockergelassen und unser Recht auf ein Leben als schwules Paar eingefordert.»

Carlos Correvon

Maschinelle Verblisterung mit Wochenblisterkarten

Ein Familienbetrieb mit Engagement

Wer wir sind

MediBlist Schweiz in Rickenbach SO ist ein Produktionsort der Central Apotheke Olten. Das Familienunternehmen ist das erste Blisterzentrum in der Schweiz, welches **Wochenkartenblister robotergestützt** und in einem **Swissmedic zertifizierten Reinraum** produziert. Dank der Präzision der Robotik, visuellen Kontrollen durch Fachpersonal, Polymedikationschecks durch Apotheker:innen und einem umfassenden Qualitätsmanagement kann höchste Sicherheit im Medikationsmanagement garantiert werden.

Ein weiterer Vorteil für Institutionen: Dank Partnerfirmen im Familienbetrieb bieten wir ein breites Dienstleistungspaket über die Verblisterung hinaus an. Alles aus einer Hand.



Möchten auch Sie ein modernes
Medikamentenmanagement?
Kontaktieren Sie uns!



Unser Angebot

- ✓ langjährige Erfahrung in der robotergestützen Verblisterung
- ✓ massgeschneiderte Kundenlösungen
- ✓ Swissmedic zertifiziert
- ✓ traditioneller Familienbetrieb
- ✓ Wochenblisterkarten mit übersichtlicher Struktur & einfachem Handling
- ✓ Betreuung von Institutionen als Kernkompetenz
- ✓ hauseigener Kurierdienst
- ✓ kompetent, flexibel & persönlich
- ✓ ganzheitliches Angebot (Schulungen, Jahreskontrollen, Sanitätsartikel, Medikamente, klinische Ernährung, Trink- und Sondennahrung, Infusions- und Schmerztherapien etc.)

Alles aus einer Hand: Central Apotheke Olten AG, 4600 Olten



- Umfassende Betreuung von Patienten**
 - mit oralen Nahrungssupplementen (Trinknahrung)
 - enteraler und parenteraler Ernährung

www.homecare-mittelland.ch
homecare-mittelland@hin.ch
062 213 07 67



- Patientenindividuelle Medikamenten-Verblisterung in praktischen Wochenblisterkarten**



www.mediclist-schweiz.ch
mediclist@hin.ch
062 213 88 29



- Apothekendienstleistungen
- Produkte im Gesundheitswesen
- Antibiotika-, Schmerz- und Infusionstherapie
- Lieferungen in die ganze Schweiz

www.apotheke-olten.ch
centralapotheke-olten@hin.ch
062 212 90 80



- Lohnentschädigung und fachliche Begleitung für pflegende Angehörige**

www.nevidacare.ch
kontakt@nevridacare.ch
058 255 03 22

Carlos Correvon ist jetzt 37 Jahre. Er ist in Brasilien, in Rio de Janeiro geboren, wo er die ersten Jahre auf der Strasse verbrachte. Dann wurde er von einem schweizerisch-brasilianischen Paar adoptiert. Die Familie lässt sich weiter im Norden, in Nova Friburgo nieder, weit weg von der Gewalt und Armut der Favelas in Rio. Carlos verbringt mit seinen Eltern mehrmals Ferien in der Schweiz bei seiner Familie mütterlicherseits. Als er 19 Jahre ist, trennen sich seine Eltern, und er kehrt mit seiner Mutter endgültig in die Schweiz zurück. Sehr bald zieht er in die Wohngruppe Rhapsodie der Fondation Eben-Hézer.

Eine mehrfache Herausforderung

In dieser Zeit, beim Übergang vom Jugendlichen zum Erwachsenen, beginnt Carlos, über seine Sexualität nachzudenken. «Ich hatte damals eine Freundin. Aber ich stellte mir trotzdem viele Fragen: Bin ich wirklich heterosexuell? Und wenn ich bisexuell bin? Oder homosexuell?» Beim pädagogischen Team findet er ein offenes Ohr und Unterstützung. Mit seinem Umfeld darüber zu sprechen, fällt ihm dennoch schwer. Nur wenigen Leistungsempfänger:innen gegenüber kann er sich öffnen. «Beeinträchtigt und zugleich gay zu sein, ist doppelt so schwer. Das schockt, weil die Gesellschaft uns anders sieht», analysiert Carlos. In seinem Heimumfeld fühlt er sich als schwule Person zurückgestossen. In gewisse betreute Werkstätten geht er nicht mehr, weil er Opfer von Homophobie wurde. «In einem Heim lebt man verborgen ...» In den Vereinen, die sich für die Rechte von LGBTIQ+-Personen einsetzen, wird er als Mensch mit Beeinträchtigung nicht heimisch. Dazu kommt ein drittes Problem, mit dem Carlos regelmässig konfrontiert ist: Rassismus aufgrund seiner Hautfarbe.

Eines Abends, als alle in der Wohngruppe Rhapsodie schon schlafen, entsteht während eines Gesprächs zwischen Carlos und Omar eine Idee: einen offenen, inklusiven Ort für Austausch und Gespräche zwischen LGBT-Personen mit Beeinträchtigung zu schaffen. So gründen 2016 Leistungsempfänger:innen und Mitarbeitende von Eben-Hézer den unabhängigen Verein Alliage, der sich ausserhalb der Institution weiterentwickelt. Carlos Correvon ist nicht nur Gründungsmitglied, sondern auch Präsident. Neben der Unterstützung und Vernetzung der Personen hat Alliage zum Ziel, «die politische und gesellschaftliche Anerkennung aller LGBT-Personen in Heimen wie in der Gesellschaft zu fördern». 2019 wird der Verein aufgrund fehlender personeller und finanzieller Ressourcen aufgelöst. Es folgt die Groupe Alliage, die sich dem Verein Voqueer (vormals Vogay) anschliesst.

Im gleichen Jahr arbeitet Carlos als Peer-Ausbilder an einem Kurs über das Gefühls- und Sexualleben in der Fondation Eben-Hézer mit. So kann er seine Erfahrungen unter anderem im Rahmen eines Workshops zu sexuellen Orientierungen weitergeben. Mit einem Team aus dem Heim nimmt er auch am Christopher Street Day in Freiburg und später an der Lake Parade in Genf teil. Mitten in den

Techno-Klängen wird es ihm schlagartig klar: «Ich hatte sofort Lust, dasselbe zu machen wie sie, die Musik zu mischen, die ich liebe.» Er nimmt DJ-Unterricht und mixt jetzt Techno, Latino-Rhythmen und afrikanische Musik. Unter dem Namen DJ Lion tritt er im MAD Lausanne, beim Musikfest oder auch an der Pride in Lausanne und Genf auf. Jeden Donnerstag legt er in der Wohngruppe Rhapsodie auf und mixt oft gemeinsam mit seinem Freund Jules. Auch in Alters- und Pflegeheimen legt DJ Lion auf – eher ruhige Klänge von Charles Aznavour oder Jacques Brel.

Unermüdlicher Einsatz

Über all die Jahre setzt sich Carlos weiter für die Rechte von LGBT-Personen mit Beeinträchtigung ein. Oft wird er dabei von Omar Odermatt und dem pädagogischen Team sowie seiner Familie und seinem Lebensgefährten unterstützt. Heute ist zum grossen Bedauern von Carlos die Groupe Alliage aufgrund von Veränderungen im Team von Voqueer auf Eis gelegt. Aber er gibt die Hoffnung nicht auf, bald dorthin zurückzukehren, und bereitet sich schon darauf vor, wieder seine Kolleg:innen um sich zu versammeln. «Das ist wie bei der Musik: Es ist alles eine Frage des Willens. Also stürzt euch ins Leben. Nehmt die anderen, wie sie sind.» Und fügt hinzu: «Es hat Zeit gekostet, aber letztlich habe ich meinen Platz gefunden. An dem Tag, an dem wir nicht mehr unsere Sexualität einfordern müssen, haben wir viel erreicht.»

Ende November war die Waadländer Stimmbevölkerung aufgerufen, über das automatische aktive und passive Stimmrecht für Menschen mit geistiger oder psychischer Beeinträchtigung abzustimmen. Carlos – der stimmberechtigt ist – schloss sich sofort seinen mit Transparenten ausgerüsteten Kamerad:innen von Eben-Hézer an, um dieses Grundrecht zu verteidigen. Auf dem Transparent von Carlos Correvon war zu lesen: «Black, gay, behindert – Stimmrecht für alle.» ■

DER VEREIN VOQUEER

Der vormals Vogay genannte Verein Voqueer wurde 1996 in Lausanne gegründet. Zunächst beschäftigte er sich mit Fragen im Zusammenhang mit Homosexualität und Bisexualität. Dann erweiterte er seinen Tätigkeitsbereich auf sexuelle und geschlechtliche Vielfalt und tritt heute für die Interessen der gesamten LGBTIQ+-Gemeinschaft ohne Diskriminierung ein. Voqueer bietet für junge Menschen, Senior:innen, Menschen mit Beeinträchtigung, alle LGBTIQ+-Personen und ihr Umfeld sowie Fachkräfte verschiedene Gruppen und Begegnungsräume an.

Der Schlüssel zu einer inklusiven Kultur im Pflegeheim

Aus Angst vor Diskriminierung verheimlichen queere Pflegeheimbewohnende oft ihre sexuelle Orientierung oder geschlechtliche Identität. Die Initiative «queer key», lanciert vom Verein «queer Altern Bern», will hier Gegensteuer geben. Gemeinsam mit mehreren Pflegeheimen und wissenschaftlich begleitet von der Berner Fachhochschule sollen in den kommenden zwei Jahren Massnahmen erarbeitet werden, die zur Entwicklung einer inklusiven Kultur beitragen.

Von Elisabeth Seifert

Gemäss einer länderübergreifenden Studie des Umfrageinstituts Ipsos aus dem Jahr 2023 verstehen sich 13 Prozent der in der Schweiz lebenden Menschen als queer. Sie sind lesbisch, homosexuell, bisexuell, trans, asexuell, intersexuell oder verfügen über eine weitere von der heteronormativen Mehrheit abweichende sexuelle Orientierung oder geschlechtliche Identität. Wie Forschungen ebenfalls zeigen, erstreckt sich dieser Anteil über alle Altersgruppen hinweg.

Von den rund 400 000 pflegebedürftigen, betagten Menschen in der Schweiz identifizieren sich damit über 50 000 Personen als queer. Der grössere Teil wird ambulant gepflegt und betreut – und knapp 12 000 queere Senior:innen leben in Alters- und Pflegeheimen.

Zusammengetragen hat diese Zahlen Hugo Zimmermann. Er ist 67 Jahre alt, pensionierter Betriebswirtschafter,

homosexuell sowie Initiator und Co-Projektleiter von «queer key» – einer Initiative, die sich der Schaffung einer inklusiven Kultur für queere Senior:innen in Alters- und Pflegeheimen sowie der Spix verschriften hat. Er leitet diese zusammen mit der pensionierten Pflegeexpertin Maja Ulli, die in der Berner Domicil-Gruppe tätig war.

Die Mehrheit lebt ungeoutet im Pflegeheim

Welche Erfahrungen queere Senior:innen im schweizerischen Gesundheitssystem machen, ist nur fragmentarisch dokumentiert. Eine vor wenigen Jahren von verschiedenen Organisationen im Dienst queerer Menschen durchgeführte, nichtrepräsentative Umfrage zeigt, dass viele Alters- und Pflegeeinrichtungen unzureichend auf die Bedürfnisse queerer Menschen vorbereitet sind. Die Umfrageergebnisse machen

zudem deutlich, dass die befragten queeren Personen, die noch nicht in einer Institution leben, sich vor der mangelnden Akzeptanz und fehlendem Wissen des Pflege- und Betreuungspersonal fürchten.

Aus Angst vor Diskriminierung verheimlichen queere Bewohnende oft ihre sexuelle Orientierung oder geschlechtliche Identität. Das hat eine Auswertung der internationalen Fachliteratur durch das Institut Alter der Berner Fachhochschule (BFH) ergeben, die das Projekt «queer key» wissenschaftlich begleitet. Besonders homosexuelle Senior:innen befürchten, keine Unterstützung von Familie und Freund:innen zu erhalten und ihre Identität vor Pflegepersonal und Mitbewohnenden verbergen zu müssen.

«Die grosse Mehrheit der queeren Bewohner:innen in den Alters- und Pflegeheimen lebt ungeoutet dort» sagt

Zimmermann. Dieses Phänomen ist bekannt als «going back to the closet» (= «Rückzug in den Schrank») und bedeutet so viel, wie dass die betroffenen Personen sich respektive ihre sexuelle Orientierung gegenüber der Aussenwelt verschliessen. Zimmermann erklärt diesen «Rückzug» damit, dass viele queere Menschen, die jetzt im Pflegeheim sind oder in den kommenden Jahren eintreten, oft über viele Jahrzehnte hinweg immer wieder Stigmatisierung und Anpassungsdruck erlebt haben. «Der Eintritt ins Pflegeheim ist dann oft mit der Sorge verbunden, erneut ausgesgrenzt oder nicht ernst genommen zu werden.»

Wunsch nach Anerkennung und Gleichbehandlung

«Wie will ich leben, wenn ich dereinst auf die Pflege der Spix angewiesen bin oder in ein Pflegeheim komme», fragte sich Zimmermann vor wenigen Jahren. Er hatte nach seinem Coming-out als Homosexueller zu Beginn der Nuller-Jahre viel Ablehnung und Diskriminierung in seinem damaligen, religiös und konservativ geprägten Umfeld erlebt. «Die Erfahrungen waren heftig, und es war ein harter und steiniger Weg, als schwuler Mann beruflich und privat ein neues Leben zu beginnen.»

Sein neues privates Leben war und ist bestimmt durch das Engagement im nationalen Verein «Network – Gay Leadership», ein Ort respektive eine Gemeinschaft, wo sich schwule Männer anerkannt fühlen. Um die zunehmend fragiler und damit von Pflege und Betreuung abhängig werdenden queere Senior:innen zu unterstützen, haben Zimmermann und andere Gleichgesinnte Ende Oktober 2023 den Verein «queerAltern Bern» gegründet. Der Verein fördert das soziale Leben älter werdender, queerer Menschen, auch das Wohnen im Alter sowie eine Pflege und Betreuung, die die Bedürfnisse queerer Senior:innen berücksichtigt.

«Queere Senior:innen haben wie alle Menschen den Wunsch nach Anerkennung ihrer Identität und nach Gleichbehandlung», unterstreicht Zimmermann.

Um Alters- und Pflegeinstitutionen entsprechend zu sensibilisieren, startete der Verein «queerAlter Bern», finanziell unterstützt von der Age-Stiftung und der Stadt Bern, im September 2025 das Pilotprojekt «queer key». Zimmermann: «Zusammen mit fünf Alters- und Pflegeheimen soll mit «queer key» in den nächsten zwei Jahren ein Schlüssel respektive Massnahmen geschaffen werden, um Kompetenzen und Strukturen zu entwickeln, dank denen eine diskriminierungsfreie Kultur möglich wird.» In einem zweiten Schritt soll die Initiative dann auf die Spix ausgedehnt werden.

Botschafter:innen spielen eine wichtige Rolle

«Die Umsetzung erfolgt mit Bewohnenden, Mitarbeitenden, und Mitgliedern der queeren Community», erklärt Co-Projektleiter Zimmermann. Eine wichtige Rolle spielen sogenannte Botschafter:innen, Mitarbeitende, die von den Institutionen delegiert sind, eine inklusive Kultur in ihrer Institution zu schaffen und dort möglichst nachhaltig

zu verankern. Begleitet und unterstützt werden sie von Mentor:innen und Freiwilligen aus der queeren Community. Ein zentrales Projektergebnis ist ein digitales – und für alle kostenfrei zugängliches – Handbuch, das die erarbeiteten Tools, Checklisten und Methoden dokumentiert und anderen Institutionen als praxisnaher Leitfaden dient.

In den vergangenen Wochen haben vier Pflegeheime ihre Teilnahme am Projekt bestätigt. In diesen Heimen wird durch Forschende der BFH mittels Fragebögen und Interviews mit Bewohnenden und Mitarbeitenden erhoben, wie es um die inklusive Kultur steht. Analysiert wird zudem der Auftritt nach aussen mittels der Website sowie einer Reihe von internen Dokumenten, einschliesslich der Eintrittsformulare, die den Zivilstand und die familiären Verhältnisse erfragen. «Es ist wichtig, dass in diesen Dokumenten auch die Situation queerer Personen mitberücksichtigt wird», betont Zimmermann. «Queere Personen haben →



Senior:innen des Pflegeheims «Schlössli» Biel-Bienne geniessen das gemütliche Zusammensein. Es handelt sich hier nicht zwingend um queere Menschen.

Foto: Adrian Moser

Im Fokus

oft kaum Kontakte zu den nächsten Angehörigen, wichtig sind für sie vielmehr Freund:innen der queeren Community oder Ex-Partner:innen».

Nicht-Gesagtes endlich aussprechen können

Das Schlossli Biel-Bienne ist eines der Pflegeheime, das beim Projekt mitmacht. Mit 130 Pflegeplätzen und 180 Mitarbeitenden an einem Standort gehört das Zentrum für Langzeitpflege zu den grossen Einrichtungen im Kanton Bern. Direktor Philipp Kämpfer, Anfang 60 und homosexuell, hat sich sehr schnell zu einer Teilnahme am Projekt entschlossen. Obwohl er seine sexuelle Orientierung offen kommuniziert, ist ihm unter den Bewohner:innen derzeit nur eine einzige queere Person bekannt.

«Homosexuelle sollen offen Fotos ihrer Ex-Partner aufhängen können, ohne dass getuschelt und gekichert wird.»

**Philipp Kämpfer,
Direktor des Pflegeheims
Schlossli Biel-Bienne**

Ob es tatsächlich keine weiteren queeren Bewohner:innen im «Schlossli» gibt oder sich diese nicht outen, sei unklar. «Klar ist es immer dann, wenn ein:»

Partner:in da ist», weiss Philipp Kämpfer aus seiner Erfahrung in verschiedenen Heimen.

Dies treffe auch auf die Mitarbeiter:innen zu. «Bekannt sind im «Schlossli» vor allem einige homosexuelle Mitarbeiter, ich weiss aber zum Beispiel nicht, ob es auch lesbische Mitarbeiterinnen gibt», sagt er. Sein Interesse für das Projekt erklärt Kämpfer insbesondere damit, für die oft sehr vulnerablen Bewohner:innen ein Klima zu schaffen, in dem sie sich willkommen fühlen, sich öffnen können und selbst noch nie Gesagtes – endlich – aussprechen dürfen. Neben queeren Bewohner:innen hat Kämpfer hier auch Menschen im Blick, die schwere Schicksalsschläge oder komplizierte Beziehungsgeschichten erlebt haben. «Diese Dinge bleiben oft

Anzeige

PUBLIREPORTAGE

Achtung Mangelernährung

Der Mangelernährung bei älteren Menschen wird leider oft zu wenig Beachtung geschenkt. Beugen Sie vor, mit einem Angebot an nährstoffreichen Zwischenmahlzeiten.

Grundsätzlich bleibt der Bedarf an Nährstoffen im Alter weitgehend unverändert, jedoch nimmt der Energiebedarf ab. Ältere Menschen essen daher oft insgesamt weniger. Mangelernährung kann durch eine zu geringe, wie auch



durch eine zu einseitige Nährstoffzufuhr entstehen. Krankheitsbedingte Nährstoffverluste oder ein erhöhter Bedarf an Nährstoffen sind weitere Faktoren, welche die Entstehung einer Mangelernährung begünstigen. Es sind somit verschiedene Gründe, welche zu einer Mangelernährung führen können. Sehr oft sind es die Proteine, welche nicht in genügender Menge eingenommen werden, was zu einem Muskelabbau (Sarkopenie) führt. Weitere Auswirkungen sind die Schwächung des Immunsystems, verzögerte Wundheilung, Ödeme (Wassereinlagerungen) und kognitive Beeinträchtigungen.

Deshalb gilt es, mit den Betroffenen die möglichen Ursachen zu eruieren und massgeschneiderte Ernährungsanpassungen vorzunehmen. Dies kann die Anreicherung von Speisen sein oder die Einnahme von nährstoffreichen Zwischenmahlzeiten. Transgourmet hat die geeigneten Produkte für Sie zusammengestellt und Rezepte für extra proteinhaltige Zwischenmahlzeiten kreiert. Diese finden Sie unter www.transgourmet.ch/care-rezepte.

zu den Produkten:



Transgourmet Schweiz AG
Lochackerweg 5 | 3302 Moosseedorf | transgourmet.ch

ungesagt, sind sehr belastend und verhindern ein gutes Sterben.»

«Damit Menschen sich öffnen und mit sich und ihrem Umfeld ins Reine kommen können, braucht es mehr als die klassische Biografearbeit, bei der vor allem die offensichtlichen familiären und beruflichen Dinge, die jemand erlebt hat, zur Sprache kommen.» Kämpfer erhofft sich von der Teilnahme am Projekt eine «Sensibilisierung für das nicht Offensichtliche». Gerade im Umgang mit Menschen, die eine andere sexuelle Orientierung oder geschlechtliche Identität haben, lasse sich hier vieles lernen.

Sensibilisierung von Mitarbeitenden

Um das nicht Offensichtliche schneller zu erkennen, will Kämpfer künftig etwa beim Eintritt einer Person ins Pflegeheim ein Beziehungsdiagramm erstellen, eine Art Landkarte, um das soziale Umfeld besser zu erfassen, nicht nur Angehörige, sondern auch weitere – oft schon verstorbene – Bezugspersonen wie Freund:innen und Ex-Partner:innen.

Damit sich queere Bewohner:innen auch wirklich outen können, erachtet der Direktor des «Schlössli» aber insbesondere eine Sensibilisierung der Mitarbeitenden, die aus ganz unterschiedlichen Kulturen stammen, für zentral. Kämpfer: «Homosexuelle sollen offen Fotos ihrer Ex-Partner aufhängen können, ohne dass getuschelt und gekichert wird.» Eine besondere Sensibilität und auch Kompetenz erfordere die Körperpflege von trans Frauen und Männern. Neben gezielten Schulungen setzt Kämpfer dabei auf den Einfluss der im Projekt als Botschafter:innen gekennzeichneten Mitarbeitenden. Für diese Funktion hat er zwei Personen im Sinn, die er als breit interessiert und sehr offen und neugierig erlebt.

Unterstützt und begleitet in der Umsetzung von Massnahmen werden die am Projekt beteiligten Heime durch Wissenschaftler:innen der Berner Fachhochschule. Grundlage ist das Handbuch «LGBTAIQ+ in Alters- und Pflegeheimen», das von der BFH 2023 veröffentlicht worden ist. In diesem

«Der Eintritt ins Pflegeheim ist oft mit der Sorge verbunden, erneut ausgegrenzt oder nicht ernst genommen zu werden.»

Hugo Zimmermann,
Co-Projektleiter von «queer key»

Handbuch werden mehrere Handlungsfelder definiert sowie Massnahmen beschrieben mit dem Ziel, eine inklusive Organisationskultur zu schaffen. Zu den Handlungsfeldern zählen die «Kompetenzvermittlung und Sensibilisierung der Mitarbeitenden», die «Sichtbarkeit nach innen und aussen» oder auch eine «personenzentrierte Pflege».

«Wir gehen mit den im Handbuch erarbeiteten Eckpunkten ins Rennen und prüfen im Verlauf der zweijährigen Projektdauer, was funktioniert», sagt Altersforscherin Sabina Misoch. Sie hat die wissenschaftliche Gesamtleitung des Projekts inne. «Am Schluss sollen wissenschaftlich getestete Empfehlungen verfügbar sein», unterstreicht sie. Je nach Art der Institution und auch abhängig vom Standort in einer Stadt und oder einer ländlichen Region können sich dabei unterschiedlich Massnahmen als sinnvoll erweisen.

Unterschiedlichkeit zu integrieren.» Erforderlich sei ein gesellschaftlicher Kitt, «queer key» ist ein Teil dieses Kitts».

Spannend und wertvoll zugleich ist für Misoch die Zusammenarbeit mit dem Verein «queerAltern Bern» – und damit mit lauter Freiwilligen. Dieses Engagement von Freiwilligen, seien dies Botschafter:innen innerhalb der Institutionen oder Mentor:innen auf Seiten der queeren Community, sorgen nach Ablauf des zweijährigen Pilotprojekts für eine nachhaltige Entwicklung, unterstreicht Misoch. Die Erkenntnisse aus dem Projekt bilden dann die Grundlage für die Anpassung des Konzepts und dessen Weiterführung als Initiative in anderen Alters- und Pflegeheimen sowie Spitex-Organisationen der Schweiz. ■

Eine nachhaltige Entwicklung einleiten

Sowohl für Wissenschaftlerin Misoch als auch für Projektinitiator Zimmermann ist «queer key» ein Baustein für eine inklusive Gesellschaft. Misoch: «Wir müssen als Gesellschaft versuchen, alle Menschen in ihrer Vielfalt und

→ queerkey.ch



«Ich muss ständig aufmerksam sein»

Barbara Bosshard – eine offene und neugierige Frau, die mit ganz unterschiedlichen Menschen kommunizieren kann. Am liebsten ist sie aber mit Menschen der queeren Community zusammen. Foto: Sandra Meier

Barbara Bosshard ist lesbisch – und musste schon als Jugendliche erklären, weshalb sie sich vorstellen kann, keine heterosexuelle Beziehung zu führen. Heute ist sie 74 und engagiert sich als Präsidentin des Vereins «queerAltern Zürich» für die Anliegen der LGBTIQ+-Community. Bei einem Gespräch erschliesst sie mir ihr Leben als Lesbe in einer heteronormativen Welt.

Von Elisabeth Seifert

Wir treffen uns im «Grand Café Lochergut», unmittelbar neben der gleichnamigen Wohnsiedlung im Zürcher Stadtteil Aussersihl, Zentrum eines lebendigen und vielseitigen Quartiers. Das Café ist an jenem frühen Nachmittag gut besucht, die Sonne bricht durch die grossen Scheiben und verbreitet zusammen mit der Musik im Hintergrund eine gemütliche Atmosphäre. Barbara Bosshard ist oft hier oder in zwei anderen Cafés in der Nähe. «Ich bezeichne diese als meinen Stuben», sagt sie. Hier liest sie Zeitungen und trinkt Kaffee. «Weil ich diese Atmosphäre so liebe, wollte ich zu Hause lange keine eigene Kaffeemaschine.»

Barbara Bosshard, 74 Jahre alt und seit zehn Jahren pensioniert, wohnt wenige Minuten vom Lochergut entfernt, in einer umgebauten Fabrik, mit Blick auf einen «wunderbaren Baumbestand». «Man würde nicht meinen, dass ich mitten in der Stadt lebe.» In ihren Stammcafés und in der Stadt ist sie oft allein oder mit Freund:innen unterwegs. Ihre um fünf Jahre jüngere Partnerin lebt am Bodensee in der Nähe von Romanshorn und arbeitet als klassische Homöopathin in der eigenen Praxis. «Ihr Beruf ist ihre Leidenschaft», meint Barbara Bosshard und fügt bei: «Das war auch bei mir so.»

Fast ihr ganzes Berufsleben lang war sie in unterschiedlichen Funktionen beim Schweizer Fernsehen tätig, als Redaktorin verschiedener Sendungen und als Dokumentarfilmerin. «Die gleiche Leidenschaft konzentriere ich jetzt auf mein Engagement bei «queerAltern Zürich». Seit 2017 ist sie Vorstandsmitglied, seit 2019 Präsidentin. «Ich mache hier eigentlich das Gleiche wie beim Fernsehen: Ich habe eine Idee und setze diese um, und ich mache das zusammen mit Menschen.»

Auch wenn sie und ihre Lebenspartnerin nicht zusammenwohnen, sehen sie sich wöchentlich, in Zürich oder am Bodensee, es sei denn, Barbara Bosshard ist auf Reisen, was nicht selten vorkommt. Und irgendwann ziehe ihre Partnerin zu ihr nach Zürich, so sei es jedenfalls geplant. Bosshard: «Ich bin kein Landmensch, auch wenn ich gerne wandere und rudere. Für meinen Lebensspirit brauche ich aber die Stadt.»

Vis-à-vis von mir sitzt eine Frau, deren blauen Augen im Gespräch immer wieder aufblitzen, ihr Gegenüber aufmerksam mustern. Leidenschaftlich und reflektiert legt sie ihren Standpunkt dar. Mitunter hält sie sekundenlang inne, ordnet ihre Gedanken, um mir ihr Leben als Lesbe in einer heteronormativen Welt zu erschliessen.

Fröhlich – trotz Stigmatisierungen

«Ich muss ständig aufmerksam sein», sagt sie und vergleicht ihr Lebensgefühl mit demjenigen einer Katze, die bei einer vermuteten Gefahr ihre Ohren aufstellt. Sie spielt damit darauf an, dass sie im Verlauf ihres Lebens «nicht nur als Lesbe, sondern weil ich eine Frau bin» immer wieder mit abwertenden, übergriffigen Haltungen und Reaktionen, insbesondere von Heteromännern, konfrontiert war. «Ich musste und muss mir dann immer überlegen, ob und wie ich reagieren soll.»

«Als Heterofrau musstest du auch um deine Rechte kämpfen», sagt sie, «während ein Heteromann praktisch alle Privilegien hat.» Und als Lesbe müsse sie noch mehr darum kämpfen, ernst genommen zu werden, «wir haben gleichsam eine doppelte Unsichtbarkeit». Das Verhältnis von Frauen und Männern in «unserer heteronormierten Gesellschaft» ist für Barbara Bosshard eine Herausforderung.

Eine Herausforderung, der sie sich seit ihrer frühen Jugend stellt. «Schon als Kind und dann als junge Erwachsene habe ich nie den Erwartungen entsprochen und musste erklären, weshalb ich mir vorstellen kann, nicht zu heiraten und keine Kinder zu haben.» Sie wollte damals und will sich auch heute erklären, ihren Standpunkt vertreten, meistens jedenfalls – mit dem Ziel, als Lesbe sichtbar zu werden. Auch vor wenigen Jahren auf einer Wanderreise mit einer Frauengruppe, wo ein Grossteil der Mitreisenden bereits am ersten Abend von ihren Kindern und Enkelkindern sprach. «Sobald ich erklärt habe, dass ich einer Generation angehöre, in der es als Lesbe sehr schwierig war, Kinder zu haben, hatten wir sehr gute Gespräche.»

Sie ist in einer Zeit aufgewachsen, in der von der heteronormativen Mehrheit abweichende sexuelle Orientierungen →

oder geschlechtliche Identitäten erst langsam eine gewisse gesellschaftliche Akzeptanz erlangten. Sie erinnert daran, dass bis 1979 in der Schweiz ein Schwulenregister geführt wurde. In den 80er- und Anfang der 90er-Jahre galt Aids, das sich in der Schwulenszene rasant ausbreitete, als «Strafe Gottes». Und erst 1992 wurde Homosexualität von der WHO-Liste der Krankheiten und Seuchen gestrichen.

«Das sind lauter Stigmata, die man uns mit auf den Weg gegeben hat und die uns geprägt haben.» Trotz solchen Stigmatisierungen und nichterfüllter gesellschaftlicher Erwartungen sitzt mir eine fröhliche, selbstbewusste Frau gegenüber. «Ich hatte immer viel Freude an meinem Beruf, der mir viel Gestaltungsfreiraum bot», unterstreicht sie. Ihre lesbischen Beziehungen waren im Arbeitsumfeld bekannt, standen selten, aber auch im Zentrum und waren für ihre Karriere nicht nur förderlich.

«Ich bin ein offener, neugieriger Mensch und kann mit Menschen unterschiedlicher Art kommunizieren», sagt sie von sich. Dies und auch ihre Fähigkeit, Ablehnung und

«Als Lesbe muss ich noch mehr darum kämpfen, ernst genommen zu werden, wir haben gleichsam eine doppelte Unsichtbarkeit.»

Barbara Bosshard

Kritik an ihrem Anderssein intellektuell einzuordnen respektive vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Situation zu verstehen, habe ihr immer geholfen.

In der queeren Community zu Hause

Auch wenn Barbara Bosshard sich in ganz unterschiedlichen Gruppen von Menschen bewegt, ist sie doch lieber mit Menschen der queeren Community zusammen. «Hier sprechen wir alle die gleiche Sprache, und hier muss ich mich niemandem erklären.»

Ein besonderes Gefühl von Zugehörigkeit vermittelt die Teilnahme an der Pride-Parade im Juni. Tausende zogen auch dieses Jahr durch Zürichs Strassen. «An der Pride werden wir sichtbar, es ist ein tolles Gefühl, zu erleben, wie uns viele Menschen vom Strassenrand aus zuklatschen.» Die Teilnahme ist für sie auch ein politisches Statement: Die weltweit durchgeführten Paraden erinnern an den erfolgreichen Widerstand von LGBTIQ+-Personen, vor allem farbiger Transfrauen, gegen eine Razzia Ende Juni 1969 in der New Yorker Szene-Bar «Stonewall Inn». Bosshard: «Bis zu diesem Zeitpunkt waren polizeiliche Übergriffe und willkürliche

Verhaftungen an der Tagesordnung. Den erfolgreichen Widerstand feiern wir seither als Befreiungstag.»

Zu denken gibt ihr allerdings, dass jüngst selbst in liberalen, fortschrittlichen Ländern Menschen der queeren Community wieder vermehrt an den Rand gedrängt werden und Übergriffe erleben. «Wir müssen aufmerksam sein, sonst ist alles, was wir erkämpft haben, verloren.»

Ein Beziehungsnetz für queere Menschen

Barbara Bosshard ist ein politischer Mensch. Seit ihrer Pensionierung verstehe sie sich gar als «Aktivistin», wie sie schmunzelnd sagt. «Ich lebe für die Anliegen von queeren Menschen und trete energisch für diese ein.» Sie ist der SP beigetreten, auch deshalb, weil sich die Partei für eine vielfältige Gesellschaft einsetzt. Zudem ist sie seit 2016 ein Mitglied des Vereins «queerAltern Zürich», der 2014 gegründet worden ist. Schnell hat sie sich in den Vereinsstrukturen etabliert und gestaltet den Verein, der über 500 Mitglieder zählt, aktiv mit. In ihrer Funktion als Präsidentin war sie «Hebamme» bei den Gründungen von «queerAltern Basel» (2021) und «queerAltern Bern» (2023).

Anders als es die Bezeichnung vermuten lässt, richten sich die Vereine an alle Altersgruppen der breitgefächerten LGBTIQ+-Community. Bosshard: «Für uns braucht es einen Ort, wo wir uns mit ähnlich gesinnten Menschen treffen können.» In erster Linie wollen die Vereinsaktivitäten denn auch ein Beziehungsnetz schaffen. Viele queere Personen haben wenig Kontakt zu Angehörigen und keine Kinder. In den drei Vereinen hat sich in den letzten Jahren ein breites Angebot entwickelt, das ganz unterschiedliche Bedürfnisse anspricht.

Den Ursprung von «queerAltern Zürich» – und deshalb auch der Name – bildete indes der Wunsch, eine Immobilie mit Wohnungen für älter werdende queere Menschen zu finden, wo für (hoch-)betagte und vulnerable Personen auch Pflegewohngruppen bestehen. Die Suche erwies sich als äußerst schwierig. Jetzt endlich kann der Verein zusammen mit der Stiftung Alterswohnungen der Stadt Zürich und den Gesundheitszentren für das Alter in der derzeit entstehenden Überbauung Espenhof im Stadtteil Albisrieden dieses Projekt verwirklichen – in einer von insgesamt drei geplanten Liegenschaften für Alterswohnungen. Bezugsbereit sein dürften diese im Jahr 2027.

Barbara Bosshard ist, zusammen mit den beiden städtischen Institutionen, Mitglied der Arbeitsgruppe, die für den Espenhof das Betriebskonzept entwickelt. Dieses beinhaltet unter anderem die Gestaltung des Zusammenlebens mit den Bewohnenden der anderen beiden Liegenschaften sowie ein Konzept für verpflichtende queeraffine Weiterbildung für alle Mitarbeitenden sowohl der Stiftung Alterswohnungen als auch der Pflegewohngruppen. Barbara Bosshard, die auch als Referentin für ein queerfreundliches Umfeld in Alters- und Pflegeinstitutionen vor Altersexpert:innen auftritt, freut sich darüber: «Es ist wie ein ins Wasser geworfener Stein, der Wellen wirft.» ■

Um die Andersartigkeit zu respektieren, muss man sie kennen

Seit Anfang Jahr bietet der Genfer Verband der Betreuungseinrichtungen für Senior:innen (Fegems) eine neuartige Schulung zu Sozialkompetenzen und beruflichen Haltungen an. Der Schwerpunkt liegt dabei auf der inklusiven Betreuung von Menschen im Alter, um LGBTIQ+-Senior:innen ein Coming-out zu ermöglichen und einen Existenzraum zu eröffnen.

Von Anne-Marie Nicole

Der Frühling hat gerade erst begonnen. Die Luft ist noch kühl, zaghafte Sonnenstrahlen wagen sich durch die Wolldecke. Fatima Da Cruz und Alicia Torices treffen sich an diesem Morgen vor dem Sitz der Fegems. Der Genfer Branchenverband vereint rund 50 Betreuungseinrichtungen für Senior:innen,

Alters- und Pflegeheime (APH) und Tagesheime. Die beiden Frauen arbeiten als Pflegefachkräfte im APH Les Pervenches. Gemeinsam mit etwa 15 Kolleg:innen aus unterschiedlichen Bereichen und Einrichtungen nehmen sie erstmals an einem neuen zweitägigen Schulungsangebot der Fegems teil:

«Zentrale Sozialkompetenzen im Alters- und Pflegeheim».

«Sozialkompetenzen»? Der Titel der Schulung macht die beiden Frauen neugierig. Die Aufforderung, einen privatisierten Bus der Genfer Verkehrsbetriebe zu besteigen, noch mehr. Mit an Bord sind drei Partnersenior:innen sowie das Schulungsteam. Am ersten Schulungstag fährt der Bus den ganzen Morgen lang durch die Straßen von Genf und einigen umliegenden Gemeinden und macht dabei mehrmals Halt. Bei jedem Halt erzählen die Partnersenior:innen den Teilnehmenden in wenigen Minuten Fragmente aus ihrem Leben, die mit dem jeweiligen Ort zu tun haben.

Menschen geben Einblick in ihre Andersartigkeit

Im Laufe der Fahrt geben die Partnersenior:innen mit ihren Erzählungen Stück für Stück Einblick in ihre Diversität, intimere Seiten ihrer Geschichte, ihren Migrationshintergrund, ihre Religionszugehörigkeit oder ihre sexuelle Orientierung. So auch Patrice, um →

EIN LEITFADEN FÜR DIE ARBEIT MIT LGBTIQ+-SENIOR:INNEN

«Wenn Sie mit Menschen im Alter arbeiten, ist die Wahrscheinlichkeit gross, dass unter Ihren Kund:innen, Patient:innen oder Nutzer:innen auch lesbische, schwule, bisexuelle oder Transpersonen (LGBT) sind oder waren. Vielleicht haben Sie es nur nicht bemerkt. LGBT-Senior:innen sind kaum sichtbar. Sie neigen dazu, sich zu verstecken – aus Angst vor Ablehnung, wie sie sie schon häufig in ihrem Leben erfahren haben.» Mit diesen Worten beginnt der Reflexions- und Handlungsleitfaden für den inklusiven Empfang von LGBT-Senior:innen, der 2021 vom Genfer Verein 360 veröffentlicht wurde. Die Publikation entstand im Anschluss an eine damals in der Schweiz einzigartige Fachtagung zum Thema «LGBT-Senior:innen: von der Unsichtbarkeit zum Recht, in jedem Alter sich selbst zu sein». Sie versteht sich als «Brücke zwischen Bewusstwerdung, Forschung und Praxis». Fachkräfte erhalten darin theoretische Grundlagen und Erfahrungsberichte, um LGBT-Senior:innen besser kennenzulernen und zu verstehen. Daneben zeigt die Publikation Möglichkeiten auf, die eigene berufliche Haltung zu hinterfragen und die Berufspraxis an die Bedürfnisse von LGBT-Senior:innen anzupassen.

→ association360.ch/seniors/guide/

Im Fokus

die siebzig, der in der Industrie gearbeitet hat. Er hat sich für die Haltestelle Place de Neuve zwischen dem Parc des Bastions und dem Grand Théâtre entschieden. Hier erzählt er von seinen Treffen mit Männern im Park und seiner Liebesgeschichte mit einem Balletttänzer am Grand Théâtre. «Eines Tages wohne ich vielleicht auch in einem APH», erklärt Patrice. «Durch die Teilnahme an diesem Kurs möchte ich zur Bewusstseinsbildung beitragen und für mehr Inklusion und Offenheit sorgen.»

Die beiden Pflegefachfrauen sind bewegt von den Erzählungen. Ihnen wird bewusst, dass sie in wenigen Stunden mehr über das Leben der Partnersenior:innen erfahren haben als über die Bewohnenden, um die sie sich täglich kümmern. «Unser Problem bei der Arbeit ist die Zeit. Wir haben keine Zeit, also hören wir den Menschen

ist einfacher als über Sozialkompetenzen», bemerkt Katia Peccoud, Leiterin des Bereichs Weiterbildung bei der Fegems. Sie hat das neue Angebot initiiert. «Das Hinterfragen der eigenen beruflichen Haltung bedeutet nämlich auch das Hinterfragen der eigenen Werte und Überzeugungen.»

Am ersten Kurstag geht es konkret darum, sich der Andersartigkeit von LGBTIQ+-Senior:innen bewusst zu werden. Die Erlebnisberichte dienen als sanfter Einstieg in diesen Prozess. Bevor die Teilnehmer:innen in den Bus steigen, erhalten sie ein persönliches «Reisetagebuch». Darin können sie ihre Gedanken, Gefühle und Fragen festhalten, während sie den Erzählungen der Partnersenior:innen zuhören.

Das Tagebuch enthält 40 Aussagen in Verbindung mit emotionaler und sexueller Vielfalt und Geschlechtsidentität.

Eine Generation, die sich oft verstehen musste

Alicia Torices berichtet, dass die Schulung in ihr etwas ausgelöst hat: «Jeden Tag helfe ich Männern und Frauen, ohne auch nur daran zu denken, dass sie eine andere Sexualität haben könnten als ich.» Vielen Fachkräften in Betreuungsstrukturen geht es ähnlich. Sie wissen oft gar nicht, ob unter den Bewohnenden LGBTIQ+-Senior:innen sind. «Diese fehlende Sichtbarkeit bedeutet nicht, dass es diese Personen nicht gibt, nur weil sie sich nicht offen zeigen», betont Marjorie Horta, Beauftragte des Projekts LGBTIQ+-Senior:innen des Genfer Vereins 360, der am ersten Schulungstag mitwirkt.

Sie weist darauf hin, dass LGBT-Senior:innen einer Generation angehören, die sich häufig verstehen musste und Strafen, Heimlichkeit und Stigmatisierung erfahren hat. «Wie findet ein schwules Paar seinen Platz im APH? Wie kann eine lesbische Person bei Tisch oder in einer Gesprächsgruppe von sich erzählen? Kann man eine Transperson mit dem Geschlecht ansprechen, das sie wünscht?», fragt Marjorie Horta.

Aus dem eigenen Leben zu erzählen, bedeutet, sich zu offenbaren – mit der Angst vor einem Urteil und vor Ablehnung durch das Heimpersonal oder durch andere Bewohnende. Daher sagen die meisten LGBTIQ+-Senior:innen im Heim nichts. «Und nichts zu sagen, bedeutet, erneut unsichtbar zu sein.»

Deshalb bildet Marjorie Horta Fachkräfte in der inklusiven Betreuung von Menschen im Alter aus, um die Unsichtbarkeit der LGBTIQ+-Senior:innen zu durchbrechen und ihnen einen Existenzraum zu eröffnen.

Diese Unsichtbarkeit verursacht Stress – sogenannten Minderheitenstress. Er entsteht, weil die Betroffenen einer stigmatisierten Minderheit angehören. Dieser Stress hängt mit dem Verbergen der eigenen Persönlichkeit, mit verinnerlichter Homo- oder Transphobie und mit dem Coming-out zusammen. Die Unsichtbarkeit hat darüber hinaus negative Folgen für die Gesundheit – sie

«Eine Schulung über fachliche Kompetenzen ist einfacher als über Sozialkompetenzen. Das Hinterfragen der eigenen beruflichen Haltung bedeutet nämlich auch das Hinterfragen der eigenen Werte und Überzeugungen.»

Katia Peccoud,
Leiterin Weiterbildung bei der Fegems

nicht zu. Dabei hat jede und jeder von ihnen eine Geschichte, und wir verpassen sie», sagt Alicia Torices.

Hinterfragen von Werten und Überzeugungen

Unter dem Stichwort «Sozialkompetenzen» lädt das Schulungsangebot zum Nachdenken über die beruflichen Haltungen bei der Aufnahme und Betreuung vulnerabler Menschen im Alter ein. Dabei geht es unter anderem um Zugehörigkeit und Inklusion. «Eine Schulung über fachliche Kompetenzen

Die Teilnehmenden können ihnen zustimmen oder sie ablehnen. Dabei geht es darum, die eigenen Überzeugungen, Vorurteile und Haltungen zu hinterfragen. Zum Beispiel: «Ich fühle mich wohl mit LGBT-Personen, so lange sie diskret sind.» «Ich würde nicht gern erfahren, dass meine Ärztin oder mein Arzt lesbisch oder schwul ist.» «Ich wäre überrascht, eine lesbische Muslimin mit Kopftuch zu treffen.» «Ich rechne nicht damit, dass ein Mann im Rollstuhl schwul ist.» Es steht jeder und jedem frei, auf diese Fragen zu antworten.



Mitglieder der beiden Senior:innengruppen des Vereins 360, der Tamalou (schwule Senioren) und der Babayagas (lesbische Seniorinnen), lassen sich für die Ausstellung Rainbow Cities Network 2024 ablichten, an der die Stadt Genf jedes Jahr teilnimmt. Links: Marjorie Horta.

Foto: Ariane Testori

kann zu Isolation, Depression, Sucht oder chronischen Erkrankungen führen.

Inklusive Sprache und offene Kommunikation

Marjorie Horta befasst sich mit der Terminologie und der Unterscheidung zwischen Geschlecht, Gender und Sexualität sowie mit dem Verständnis für die Lebensrealität und die Bedürfnisse von LGBT-Senior:innen. Sie macht darauf aufmerksam, wie sich Haltungen oder Handlungen auf eine Person auswirken können, die zu Unrecht für heterosexuell oder cis gehalten wird. Ihre Aussagen untermauert sie mit Alltagssituationen aus der Praxis, um die Bewusstseinsbildung zu fördern. Sie lädt zu einer offenen Kommunikation und inklusiven Willkommensgesten ein, damit sich die Person wohlfühlt und sich selbst sein kann. Das bedeutet auch, sich mit Gegenständen und Fotos zu umgeben, die ihre sexuelle Orientierung zeigen, wenn die Person das möchte. «Eine solche Öffnung gegenüber anderen geschieht

vor allem über die Wortwahl – man muss sie erweitern und mit neutralen Begriffen inklusiver gestalten», erklärt Marjorie Horta. Das beginnt bei der Formulierung der Fragen in den verschiedenen Verwaltungsformularen der Einrichtungen.

Um diese Arbeit intensiv zu begleiten und die Inklusion von Andersartigkeit zu fördern, werden am zweiten Schulungstag konkrete Werkzeuge erarbeitet. Dabei geht es um Empathie, persönliche oder institutionelle Werte und eine proaktive Herangehensweise und Kommunikation. «Es handelt sich um einen Werkzeugkasten zur Selbstentwicklung, um zu lernen, wie man dem Mitmenschen Raum gibt, ihm die Wahl lässt und es ihm ermöglicht, sich selbst zu sein. Dafür gibt es bislang keinen Kurs», so Katia Peccoud.

Pflegepersonal ist nicht genügend geschult

Marjorie Horta stimmt ihr zu und verweist auf eine aktuelle Studie aus verschiedenen französischsprachigen Ländern.

Sie zeigt, dass Pflegefachkräfte in diesem Bereich nur unzureichend geschult sind. Für die Einführung spezialisierter Schulungen sieht sie zwei Hindernisse. Das erste ist wie bereits erwähnt die Unsichtbarkeit von LGBTIQ+-Senior:innen: Da sich diese Personen verstellen, geht die Einrichtung davon aus, dass es bei ihr gar keine gibt und daher auch keine Schulung erforderlich ist. Das zweite Hindernis lässt sich in einem häufig gehörten Satz zusammenfassen, der eine Auseinandersetzung mit der eigenen Haltung erspart: «Bei uns respektieren und akzeptieren wir alle gleichermassen.» Die Projektverantwortliche bezweifelt den guten Willen der Pflegeteams nicht. «Das reicht aber nicht. Um Diversität zu respektieren, muss man sie kennen.» Sie wird also weiter über diese unbeachteten und verkannten Menschen sprechen, um einen Existenzraum für sie zu schaffen und den Reflexionsprozess über ihre Inklusion anzuregen. ■

kurz & knapp

psychischen Erkrankung. Besonders betroffen sind Mädchen. **Kinder und Jugendliche I:** Ein neuer Bericht der WHO zeigt: Ein Siebtel aller Kinder und Jugendlichen in der europäischen Region leidet unter einer psychischen Erkrankung. Schweizer Jugendliche geben in einer neuen nationalen Studie des VBS ihr familiäres Umfeld als wichtigstes persönliches Netzwerk an, das ihr Wohlbefinden und ihre beruflichen Pläne massgeblich beeinflusst. **Behinderung I:** Die schweizweite Organisation «Reporter:innen ohne Barrieren» bildet Menschen mit Behinderungen journalistisch aus, damit auch die Medien inklusiver werden. **Behinderung II:** An der letzten eidgenössischen Volksabstimmung stand erstmals eine Abstimmungsschablone zur Verfügung, vorerst nur in Zürich. So können blinde Stimmberrechtigte ihre Stimmzettel eigenständig und geheim ausfüllen. **Alter:** Regelmässige Bewegung kann den kognitiven Abbau bei Demenz deutlich verlangsamen: Schon 3000 Schritte täglich bremsen Alzheimer-typische Veränderungen, und noch positiver ist der Schutzeffekt bei 5000 bis 7500 Schritten, wie eine aktuelle Studie der Universität Harvard zeigt.

Starker Anstieg im Bereich der Spitexpflege

Das Bundesamt für Statistik hat neue statistische Informationen zur sozialmedizinischen Betreuung in Institutionen und zuhause im Jahr 2024 bekanntgegeben. 2024 leisteten die Spitex-Dienste 25,6 Millionen Pflegestunden (+10.2 % gegenüber 2023) zugunsten von rund 424 000 Klientinnen und Klienten. Dies ist der grösste Anstieg seit 2011 und ist in erster Linie auf das zunehmende Angebot gewinnorientierter Unternehmen zurückzuführen. Im Vergleich zum Vorjahr leisteten diese Anbieter mehr Pflegestunden (+23,4 %) bei einer grösseren Klientel (+20,5 %) und mit 23,5 % mehr Beschäftigten. Als weiterer Akteur der sozialmedizinischen Versorgung waren die Pflegeheime 2024 stark ausgelastet, insbesondere in den Westschweizer Kantonen mit einer Auslastungsrate von über 97 %.



tuellen Wissensstand der Psychotraumatologie, Neurobiologie und Psychologie. Das vom Autor entwickelte Traumapädagogische Anwendungsmodell (TAM) wird verständlich erklärt und bildet eine Brücke zur Praxis. Neben bestimmten Konzepten werden auch traumapädagogische Ansätze für häufige und besonders grosse Herausforderungen wie Gegenübertragungen, getriggerte Zustände oder den Umgang mit Konsequenzen vertieft. Dabei arbeitet das Praxisbuch mit zwei durchgängigen Fallbeispielen.

Olaf Stähli: «Angewandte Traumapädagogik. Ein Praxisbuch.» Ernst Reinhardt Verlag.

Umgang mit Traumata

Olaf Stähli, Psychologe und Supervisor, arbeitet seit vielen Jahren in unterschiedlichen Funktionen in der ambulanten und stationären Kinder- und Jugendarbeit. Sein neues Buch «Angewandte Traumapädagogik. Ein Praxisbuch» befähigt zur Arbeit mit Menschen, die an Traumata leiden. Es vermittelt theoretisches Wissen zum Trauma, basierend auf dem ak-

Alltag meistern

Aus Anlass des 65-Jahr-Jubiläums von «insieme Schweiz» präsentiert die Organisation die Ausstellung «Und warum müssen wir uns ändern?». Anhand von Erfahrungsberichten und Archivmaterial beleuchtet die Ausstellung die Entwicklung des Lebensalltags von Menschen mit einer kognitiven Beeinträchtigung und ihren Angehörigen in der Schweiz. Jahrzehntelang wurde erwartet, dass sich Menschen mit Beeinträchtigungen anpassen, um den gesellschaftlichen Normen zu entsprechen. Heute steht die Selbstbestimmung im Zentrum. In der Ausstellung, die noch bis am 15. Januar im Kornhausforum in Bern zu sehen ist, werden auch Kunstwerke und ein Film gezeigt.

Und warum müssen wir uns ändern?



Stimmen und Geschichten von Menschen mit geistiger Behinderung

Et pourquoi on doit changer?



Récits et archives du handicap mental

Kornhausforum |  insieme

Kornhausforum, Bern
04.12.2025-15.01.2026

Gesundheitsnetz Saane

Korrigendum zu Ausgabe 10/11

Beim Réseau Santé de la Sarine / Gesundheitsnetz Saane handelt es sich um einen wichtigen Akteur in der lokalen Gesundheitsversorgung des Bezirks Saane im Kanton Fribourg. Das Gesundheitsnetz umfasst ein breites Angebot, dazu gehören ein Spitex-Dienst sowie eine Pflegeinstitution, nämlich das «Home médicalisé de la Sarine» in Villars-sur-Glâne – und nicht zwölf Pflegeheime, wie wir irrtümlicherweise in unserem Beitrag «Den Messwerten Sinn verleihen» in der Oktober/November-Ausgabe geschrieben haben. Für alle zwölf Institutionen unterhält das Gesundheitsnetz lediglich ein Koordinierungszentrum für die Registrierung von Klienten.

Neue Alzheimer-Plattform

Mit der neuen Plattform «alzpeer» bietet «Alzheimer Schweiz» Menschen mit Demenz und ihren Angehörigen erstmals in der Schweiz eine digitale Community, die persönliche Gespräche unter Gleichbetroffenen und Expertenwissen kombiniert. Die Plattform ergänzt das bestehende schweizweite professionelle Beratungsangebot gezielt um den Austausch von gelebtem Erfahrungswissen. Die Plattform bietet Raum für persönlichen Austausch, gemeinsames Lernen und Stärkung der Selbstwirksamkeit.

Elektronisches Gesundheitsdossier

Da das elektronische Patientendossier (EPD) sich in seiner bisherigen Form nicht etablieren konnte, hat der Bundesrat entschieden, es neu auszurichten und die gesetzlichen Grundlagen grundlegend zu überarbeiten. Das Ziel bleibt aber das Gleiche: die Qualität der Behandlung zu verbessern, Doppelprurigkeiten zu vermeiden und die Patientensicherheit zu erhöhen. Neu wird das bisherige elektronische Patientendossier (EPD) unter der Bezeichnung Elektronisches Gesundheitsdossier (E-GD) geführt – es soll die Bevölkerung von Geburt an begleiten, in Gesundheit wie in Krankheit. Künftig sind alle Leistungserbringer verpflichtet, sich an das E-GD anzuschliessen, sofern sie Leistungen zulasten der obligatorischen Krankenpflegeversicherung oder der Invaliden-, Unfall- oder Militärversicherung abrechnen. Das E-GD wird neu zentral vom Bund betrieben. Die Kantone übernehmen die Betriebskosten und gewährleisten den Zugang über sogenannte Gemeinschaften, welche die Bürger sowie Fachpersonen begleiten. Neu gilt eine Widerspruchslösung: Allen Personen mit Wohnsitz in der Schweiz wird automatisch ein E-GD eingerichtet, sofern sie nicht widersprechen. Zudem werden die Zugriffsrechte vereinfacht, Vertraulichkeitsstufen reduziert und digitale Gesundheitsanwendungen zugelassen. Mit dieser Totalrevision will der Bund den digitalen Informationsaustausch flächendeckend etablieren.



Mit dem «Flexpool» Personalressourcen im Betrieb schaffen

Das Alters- und Pflegezentrum Kirchfeld in Horw LU setzt auf eine Arbeitskultur, die eine hohe Vereinbarkeit von Beruf und Privatleben anstrebt. Dazu gehört auch das Arbeitsmodell Flexpool: Mitarbeitende, die dem Pool angehören, dürfen wählen, wann und wie oft sie einen Einsatz übernehmen.

Von Camilla Landbø



Frauen mit Kindern im Alters- und Pflegezentrum Kirchfeld in Horw LU: Es ermöglicht Mitarbeitenden eine gute Vereinbarkeit von Beruf und Privatleben, unter anderem mit dem «Flexpool».

Foto: Kirchfeld

Das Alters- und Pflegezentrum Kirchfeld liegt auf einer Anhöhe über der Gemeinde Horw mit Blick auf Pilatus und Rigi. Es ist ein ruhiger Ort im Grünen, und doch auch sehr nah bei der Stadt Luzern. Hier leben rund 160 Senioren und Seniorinnen auf verschiedenen Abteilungen; in zwei grossen Pflegeabteilungen, im betreuten Wohnen oder in der Demenzabteilung. Im «Kirchfeld» arbeiten insgesamt 250 Menschen – ungefähr ein Sechstel davon im Flexpool. Flexpool ist eine Personalreserve auf Abruf, die – wie der Name andeutet – Mitarbeitenden eine grosse Flexibilität verspricht: Personen aus der Pflege und der Hotellerie, die dem Pool angehören, können frei wählen, wie oft und wann sie arbeiten. Entlohnt werden sie im Stundenansatz. Mit diesem Modell der flexiblen Arbeit soll die Vereinbarkeit von Beruf und Privatleben besonders gefördert werden. Im «Kirchfeld» existiert der Flexpool seit über einem Jahr.

Einteilung in allen Wohngruppen

Bald mehr als ein Jahr ist es her, seit Archielyn Bucher dem Flexpool beigetreten ist. Heute ist die 41-Jährige aus Wohlhusen sowohl als Festangestellte wie auch als Flexpool-Mitarbeitende im «Kirchfeld» tätig. Bis es aber so weit kam,

begab sie sich erst auf eine Reise über die luzernische Kantonsgrenze hinaus in verschiedene Pflegeinstitutionen. «Ich brauchte einen Wechsel», sagt die vierfache Mutter, «17 Jahre habe ich in Wohlhusen, wo ich auch lebe, in einem Altersheim gearbeitet.» Über eine Plattform, die Pflegefachkräfte vermittelt, sei sie erst anderthalb Jahre in verschiedene Alters- und Pflegeheime auf Abruf arbeiten gegangen. «Bis ich angefragt wurde, ob ich im «Kirchfeld» in den Flexpool wolle.» Sie ging schnuppern. «Es gefiel mir sofort», sagt die aufgestellte Pflegefachkraft, «also fing ich letzten Januar im Flexpool an.» Seither hatte sie einige Einsätze als flexible Mitarbeiterin, mal auf der Demenzabteilung, mal in der betreuten Wohngruppe, mal tagsüber, mal als Nachtwache. Abwechslungsreich, so wie sie es schätzt. Eine Abmachung mit den Pool-Mitarbeitenden ist, dass sie zwar Tag und Zeit wählen können, aber bereit sein müssen, sich in allen Wohn- und Arbeitsgruppen einteilen zu lassen.

«Für mich als Mutter ist das ein grosser Vorteil, dass ich aussuchen kann, wann ich arbeite», betont Bucher, deren Kinder zwischen 5 und 12 Jahre alt sind. Sie bevorzuge die Nachtwache oder den Frühdienst, der bis rund 17 Uhr dauert. Was dagegen nachteiliger ist: «Wenn man nicht nur für einen finanziellen Zustupf arbeitet, sondern aufs Geld angewiesen ist, kann es ein bisschen stressig werden, weil man in kürzester Zeit auf die Einsatzanfragen reagieren muss.» Die zu besetzenden Einsätze – ob spontan wegen Krankheit oder mit Vorausplanung wegen ferienbedingter Ausfälle – werden in einen Gruppenchat geschrieben. Wer zuerst antwortet, dem gehört der Auftrag. Für Bucher kam rasch eine Wendung: «Dadurch, dass ich im Flexpool startete, konnte ich in den Betrieb hineinschauen und damit feststellen, dass ich hier sehr gerne angestellt wäre», so die diplomierte Pflegefachfrau. Dies teilte sie der Leitung des «Kirchfelds» mit. Diese stellte sie ab Juni mit einem 70-Prozent-Pensum fest an. «Ich bleibe dennoch dem Flexpool erhalten, um hie und da einen zusätzlichen Einsatz zu übernehmen», so Bucher, «das ist für mich finanziell attraktiv.»

Mitarbeitende von 18 bis 70 im Flexpool

Sie ist kein Einzelfall, weiß Marco Müller, der seit sieben Jahren Geschäftsführer des Pflegezentrums Kirchfeld ist. Auch andere Festangestellte, so der 45-Jährige, seien zusätzlich im Flexpool, weil sie neben ihrem fixen Pensum bei zeitlicher Kapazität etwas dazuverdienen können. Die Gründe für eine Mitarbeit im Pool seien jedoch sehr unterschiedlich. «Die Menschen, die darin arbeiten, sind zwischen achtzehn und siebzig Jahre alt.» Nebst den Pflegefachpersonen seien da ebenso Pflegehelfende mit SRK-Ausbildung oder Medizinstudierende sowie Mitarbeitende der Hotellerie tätig. «Dann gibt es auch solche, die bereits eine feste Stelle anderswo haben, die es aber spannend finden, in zwei Betrieben zu arbeiten.» Weiter gehören Pensionierte dem Pool an: «Viele freuen sich, wenn sie weiterhin eine Aufgabe haben und etwas hinzuerdienen.» →

Simun Karacic kann das nur bestätigen. Seit März ist er im Flexpool tätig. Zuvor arbeitete der Fachmann Betreuung 33 Jahre lang im «Kirchfeld» – immer zu 100 Prozent. Heute hilft er gerne bei der Betreuung seiner Enkel, so der 63-jährige Frühpensionär. «Für mich ist der Flexpool ideal: Ich kann meine Einsätze komplett frei wählen, arbeite oft drei bis fünf Nächte am Stück und habe danach mehrere Tage wieder frei.» Dadurch, dass Karacic nicht mehr im Arbeitsleben und damit nicht mehr auf ein garantiertes Einkommen angewiesen ist, «sind diese einzelnen, gut bezahlten Einsätze für mich ein Vorgeschmack des Paradieses».

Eine Alternative zu Temporärarbeitenden

Fachkräftemangel: Hat deswegen das Pflegezentrum das Arbeitsmodell Flexpool eingeführt? Ja, sagt Marco Müller: «Das Thema Vereinbarkeit liegt dem «Kirchfeld» grundsätzlich sehr am Herzen.» Vor fünf Jahren seien die Ziele des Pflegezentrums fürs Jahr 2030 definiert worden. «Ein Punkt war: Wir wollen ein generationenübergreifender Ort sein.

«Die Menschen, die im Flexpool arbeiten, sind zwischen achtzehn und siebzig Jahre alt. Nebst den Pflegefachpersonen sind das Pflegehelfende oder Medizinstudierende sowie Mitarbeitende der Hotellerie.»

Marco Müller, Geschäftsführer des Alterszentrums Kirchfeld

Ein weiterer Punkt, dass wir unseren Mitarbeitern eine möglichst hohe Vereinbarkeit bieten möchten.» Einiges wurde bereits umgesetzt: Nebst dem Flexpool und anderen Arbeitszeitmodellen finden sich seit Sommer 2024 eine Kita und zwei Kindergärten auf dem Areal, beide extern betrieben und für die «Kirchfeld»-Mitarbeitenden angepasst an den Dienstplan.

Aber es ist klar, den Fachkräftemangel bekommt auch das «Kirchfeld» in Horw zu spüren. «Dennoch wollen wir als Arbeitgeber nicht nur zu Zeiten des Fachkräftemangels attraktiv sein.» Und Müller fügt an: «In der Pflege sind zwischen achtzig und neunzig Prozent Frauen tätig. Wir sind als Arbeitgeber gut beraten, besonders auf die Bedürfnisse der Frauen einzugehen.» Das Engagement der Pflegeinstitution wurde anerkannt: Ende 2024 erhielt sie das Zertifikat der Fachstelle «UND», die damit Betriebe für ihre gute Vereinbarkeit auszeichnet.

Welches sind die Vorteile des Flexpools für den Betrieb selbst? Müller nennt einige: flexible Personalressourcen, sprich, wenn man Personal braucht, kann man darauf zurückgreifen, wenn nicht, hat man keine Lohnkosten, die anfallen. Weiter kommt man über den Flexpool an neue Festangestellte, wie bei Archielyn Bucher. Und: Flexpool ist eine gute Alternative zu Temporärarbeitenden, die sich dem Unternehmen oft weniger verbunden fühlen. Flexpool-Mitarbeiter können zwischen 10 und 80 Prozent im Monat arbeiten, wünschenswert sind mindestens zwei bis drei Einsätze pro Monat. Zurzeit gibt es rund 40 Mitarbeitende im Pool, die einen Flexvertrag unterschrieben haben. Der ganze Aufwand in der Rekrutierung, Einführung und Begleitung dieser Mitarbeitenden ist sehr gross, merkt Müller an, um auch die Kehrseite aufzuzeigen.

Häufiger Wechsel von Pflegenden

Eine weitere Kehrseite von Flexpool mag der häufige Wechsel der Pflegenden für die Bewohnerinnen und Bewohner sein. Das beschäftigt Archielyn Bucher. «Ja, das ist so, man kann durch die punktuellen Einsätze kaum eine Beziehung zu den Bewohnenden aufbauen», sagt die Pflegefachfrau. Außerdem müsse man in kürzester Zeit die wichtigen Informationen zu jedem Bewohner zusammenragen, und das Namenmerken sei eine weitere Schwierigkeit. «Dazu kommt: Nach drei Wochen hast du wieder mal einen Einsatz, und fünf Personen sind verstorben, dafür fünf neue eingetreten. Und du fängst wieder von vorne an.»

Das sei ein Thema, das man nicht ignorieren könne, räumt auch Geschäftsführer Marco Müller ein. «Aber am Ende des Tages macht es die Mischung aus: Mehr als ein Drittel unserer 200 Festangestellten sind seit zehn Jahren oder länger im Betrieb und kennen die Bewohnenden.» Trotzdem weiss er, dass sich die Menschen im Alterszentrum mit dem häufig wechselnden Personal manchmal schwer tun. Die Realität ist aber auch, dass ein Fachkräftemangel herrscht. Die Frage ist also: Wenn man als Bewohner klingelt, möchte man lieber, dass immer sofort jemand kommt – oder dass es immer die gleichen Pflegenden sind, man aber auf die Betreuung warten muss? «Dank Flexpool», so Müller, «haben wir für jede Bewohnerin und jeden Bewohner mehr Zeit.»

Archielyn Bucher erinnert sich: «Ich habe Pflegeheime gesehen, in denen kein Flexpool existiert. Wenn krankheitshalber mehrere Fachkräfte ausfallen, kommen alle ans Limit, vor allem wenn sich die Festangestellten – nebst der Arbeit, die sie sowieso schon machen – noch gegenseitig ersetzen müssen.» Darüber hinaus: Die Überstunden, die daraus resultieren, seien kaum abbaubar. Andere Institutionen, die in der Schweiz Flexpool anbieten, sind etwa Solviva Care und Domicil in Bern.

Marco Müller zieht eine positive Bilanz nach der ersten Phase: «Wir fahren auf jeden Fall damit weiter. Bevor wir Flexpool einführten, mussten wir auf teure temporäre, externe Mitarbeitende zurückgreifen. Jetzt haben wir mit Flexpool interne, eigene flexible Personalressourcen.» ■

«Mit einer Vision und den richtigen Mitteln entstehen nachhaltige Lösungen»

Die Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention prägt die Zusammenarbeit der Institutionen für Menschen mit Behinderungen und der Kantone. Mathias Reynard, Präsident der Konferenz der kantonalen Sozialdirektorinnen und Sozialdirektoren (SODK) und Walliser Staatsrat, macht deutlich, was es braucht, damit die Umsetzung gelingt – vonseiten der Kantone und der Institutionen.

Interview: Elisabeth Seifert

Herr Reynard, welches sind die zentralen Fragen, die Sie als Präsident der SODK derzeit im Austausch mit den Leistungserbringern für Menschen mit Behinderung beschäftigen?

Wir erleben derzeit einen echten Paradigmenwechsel in der Betreuung und Unterstützung von Menschen mit Behinderungen. Immer mehr Kantone finanzieren Formen des betreuten Wohnens und Arbeitens ausserhalb von Institutionen. Diese Leistungen stärken die Selbstbestimmung und die Wahlfreiheit der betroffenen Personen. Im Vordergrund steht die Sicht der Betroffenen. Dies entspricht den Empfehlungen der UN-Behindertenrechtskonvention (UN-BRK).

Was bedeutet dieser Paradigmenwechsel für die Kantone und die Institutionen?

Die Angebote müssen durchlässiger werden. Bis vor Kurzem finanzierten die Kantone in erster Linie Institutionen und erst in zweiter Linie die individuellen Bedürfnisse. Wir brauchen diesen neuen Ansatz, den die UN-BRK fordert, um die betroffenen Menschen in den Mittelpunkt der Diskussionen zu rücken. Dies verlangt von allen relevanten Akteuren, dass sie ihre Haltung anpassen. Die SODK fördert, begleitet und unterstützt die Entwicklung in den Kantonen in Richtung flexible, durchlässige und selbstbestimmte Wohn- und Arbeitsangebote. In diesem Sinne hat der Vorstand der SODK im Januar 2021

seine Vision für das selbstbestimmte Wohnen von betagten Menschen und Menschen mit Behinderungen verabschiedet.

Wie sieht die Unterstützung der Kantone konkret aus?

Die SODK hat einen Aktionsplan für eine inklusive Politik zugunsten der Behindertenpolitik verabschiedet, um damit die Forderungen aus dem «Manifest für eine inklusive Behindertenpolitik in den Kantonen» zu erfüllen. Dieses Manifest wurde von Menschen mit Behinderungen erarbeitet, moderiert von René Stalder von der Hochschule Luzern. Dieser Schritt verdeutlicht unseren Willen, die Anliegen der betroffenen Personen zu vertreten →



Mathias Reynard: Präsident der SODK und Vorsteher des Departement für Gesundheit, Soziales und Kultur im Kanton Wallis. Reynard ist Mitglied der SP.

Foto: Pierre Daendliker

und die Kantone bei deren Umsetzung zu unterstützen.

Neben den Kantonen sind die Institutionen gefordert: Gibt es Empfehlungen vonseiten der SODK, wie die Kantone die Institutionen dabei unterstützen können, durchlässige Angebote zu schaffen?

Die Angebote in den Kantonen haben sich vielfältig entwickelt. Bestehende

Angebote wurden ausgebaut und weiterentwickelt, und neue Angebote sind in den letzten Jahren entstanden. Die UN-BRK zeigt den Weg für alle Leistungserbringenden ausreichend auf. Die praxisorientierte Forschung und Wissenschaft hat zudem Grundlagen zur individuellen Hilfeplanung erarbeitet. Die SODK hat daher darauf verzichtet, spezifische Empfehlungen für Institutionen zu erstellen. Es geht nicht um Besitzstandswahrung, sondern um

neue Formen, die das selbstbestimmte Leben innerhalb und insbesondere außerhalb von Institutionen fördert. Die SODK hat deshalb Empfehlungen zum Angebot der Kantone bezüglich ambulanter Leistungen erarbeitet und verabschiedet.

Die Teilrevision des Behinderten-gleichstellungsgesetzes, über die derzeit im Parlament debattiert wird, stärkt die Rechte auf Teil-habe am wirtschaftlichen und ge-sellschaftlichen Leben. Wo se-hen Sie die Stärken der Vorlage? Es ist erfreulich, dass der Bundesrat die Notwendigkeit von Massnahmen im Bereich der Gleichstellung von Menschen mit Behinderungen anerkennt. Mit dieser Teilrevision folgt er den Empfehlungen des UN-Behinderten-rechtsausschusses. Die SODK unter-stützt grundsätzlich die Teilrevision, da sie darin eine Chance sieht zur Verbes-serung der Gleichstellung von Men-schen mit Behinderungen in den Be-reichen Arbeit und Dienstleistungen sowie der Anerkennung und Förde-rung der Gebärdensprache.

Wo sehen Sie weiteren Handlungsbedarf?

Die SODK setzt sich für die Förderung der Selbstbestimmung in allen Lebens-bereichen von Menschen mit Behinde-rungen ein. Etliche Kantone haben diesbezüglich bereits vielfältige Erfah-ruungen gesammelt. Es ist uns daher ein Anliegen, diese Erfahrungen in einem frühen Stadium der nächsten IV-Revi-sion einbringen zu können. Denn gerade für psychisch kranke Menschen, insbe sondere Jugendliche, haben einige Kantone vielversprechende Projekte aufgezogen.

Besteht Handlungsbedarf nicht gerade auch beim IV-Assistenz-beitrag?

Beim IV-Assistenzbeitrag oder auch bei der Hilflosenentschädigung möchte die SODK die personenorientierte und ganzheitliche Perspektive einbringen. Diese Instrumente sollen die heutigen Lebensrealitäten besser abbilden und

inhaltlich aufeinander abgestimmt sein. Damit müssten auch die existierenden Doppelpurigkeiten im Kontakt mit den Behörden reduziert werden. Zum Schluss möchte ich auf ein gemeinsames Handlungsfeld von Behinderten- und Alterspolitik hinweisen: Beide Politikbereiche kommen bei ihrer Bedarfsanalyse zum selben Schluss, das betreute und begleitete Wohnen noch stärker zu fördern. Diese Wohnformen unterstützen ein selbstbestimmtes Leben und gleichzeitig die soziale Teilhabe.

Sie stehen im Kanton Wallis dem Departement für Gesundheit, Soziales und Kultur vor. Was unternimmt der Kanton, um die Postulate der UN-BRK umzusetzen?

Im Wallis wurde das Gesetz über die Rechte und die Inklusion von Menschen mit Behinderungen im Mai 2021 geändert und trat Anfang 2022 in Kraft. Dieses Gesetz ermöglichte die Schaffung eines Büros für die Rechte von Menschen mit Behinderungen, das die Umsetzung der UN-BRK im Wallis koordiniert, indem es verschiedene Projekte entwickelt und mit Akteuren im Bereich Behinderung zusammenarbeitet. Der Kanton Wallis legt auch grossen Wert darauf, die betroffenen Personen einzubeziehen.

Wie erfolgt dieser Einbezug?

Dies geschieht in Arbeitsgruppen, aber auch im Rahmen der Online-Umfrage, die an über 10 000 IV-Leistungsbezüger verschickt wurde. Der Kanton plant zudem, einen Aktionsplan zu erstellen und im Rahmen von zwei öffentlichen Vernehmlassungen Betroffene, Angehörige, die Kantonsverwaltung sowie das Personal der Institutionen einzubeziehen. Wir setzen uns zudem für eine bessere Barrierefreiheit ein, insbesondere in den Bereichen Information und Kommunikation. Dies stellt eine grosse Herausforderung dar und erfordert die Sensibilisierung aller Abteilungen, damit Barrierefreiheit selbstverständlich wird.

Wie unterstützt das Wallis die Institutionen in der Umsetzung der

UN-BRK und bei der Schaffung durchlässiger Angebote?

Der Kanton Wallis unterstützt die Institutionen aktiv bei der Umsetzung durch ein flexibles, offenes und bedarfsgerechtes Angebot. Seit mehreren Jahren fördert die kantonale Planung die Vielfalt der verfügbaren Wohnangebote. Ziel ist es, für jede Person eine passende Lösung anzubieten, sei es in einer Institution, in betreuten Wohnungen oder zu Hause. Der Kanton

Wie erleben Sie die Zusammenarbeit mit den stationären Leistungserbringern auf nationaler Ebene?

Die Zusammenarbeit ist grundsätzlich sehr gut. Wir haben auch regelmässige Austauschtreffen auf interkantonaler Ebene mit den wichtigen Verbänden und Branchenorganisationen. Der wichtigste Trend zur Veränderung ist jener von stationär zu ambulant. Dies spiegelt sich jetzt auch im Entwurf des

«Immer mehr Kantone finanzieren Formen des betreuten Wohnens und Arbeitens ausserhalb von Institutionen. Diese Leistungen stärken die Selbstbestimmung und die Wahlfreiheit der betroffenen Personen.»

Mathias Reynard,
Präsident der SODK

unterstützt in Zusammenarbeit mit den Institutionen auch nachdrücklich die Betreuung zu Hause. Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen unterstützen die betroffenen Personen direkt in ihrem Wohnumfeld und bieten eine individuelle Begleitung an. Die Leistungen werden flexibler gestaltet, damit sie sich besser an die verändernden Bedürfnisse und Wünsche der Menschen anpassen – im Alltag, bei der Arbeit oder während eines vorübergehenden Aufenthalts in einer Unterkunft. Das Wallis ist zudem an der Plattform meinplatz.ch beteiligt, die die verfügbaren institutionellen Angebote im Kanton erfasst und veröffentlicht. Diese Plattform erleichtert Menschen mit Behinderungen, ihren Angehörigen und Fachpersonen den Zugang zu Informationen und macht die Vielfalt der bestehenden Dienstleistungen sichtbar.

Bundesrats zu einem Inklusionsrahmengesetz. Einige Kantone, auch das Wallis, haben jedoch bereits progressivere Gesetze erlassen. Mit den Leistungserbringern geht es darum, diesen Weg zu ambulanten Leistungen sorgfältig zu planen.

Und wie beurteilen Sie in Ihrem Heimatkanton die Zusammenarbeit mit den Leistungserbringern für Menschen mit Behinderungen?

Ich danke den sozialen Einrichtungen und Organisationen im Wallis. Sie verbinden Professionalität mit Menschlichkeit und stärken so den sozialen Zusammenhalt. Wir erwarten, dass die Qualität der Betreuung gemeinsam gesichert, attraktive Arbeitsbedingungen für die Mitarbeitenden gewährleistet und innovative, nachhaltige Ansätze entwickelt werden. Dazu zählt →

«Der Kanton Wallis plant, einen Aktionsplan zu erstellen und im Rahmen von zwei öffentlichen Vernehmlassungen Betroffene, Angehörige, die Kantonsverwaltung sowie das Personal der Institutionen einzubeziehen.»

auch eine aktive Lobbyarbeit, um die gesetzlichen Grundlagen weiterzuentwickeln und die notwendigen Ressourcen für die Umsetzung der UN-BRK sicherzustellen. Wir brauchen eine starke Branche, die die Bedürfnisse erkennt sowie die Werte von Solidarität und Nähe bewahrt. Die Institutionen benötigen dafür praxisnahe Instrumente. Mit Dialog, gemeinsamer Vision und richtigen Mitteln entstehen nachhaltige Lösungen für die Menschen, die wir begleiten.

Im Wallis haben Sie einige Erfolge erzielt, etwa den GAV für das Institutionen der Langzeitpflege oder die Kostenübernahme von pflegerischen Massnahmen in Institutionen für Menschen mit Behinderungen: Wie kam es zu diesen Erfolgen?

Diese Erfolge konnten nur durch die enge Zusammenarbeit zwischen dem Kanton, der Vereinigung der Institutionen für Menschen mit Schwierigkeiten im Kanton Wallis (AVIP), dem Verband

der Walliser Alters- und Pflegeheime (Avalems) und dem Forum Handicap erreicht werden. Alle Beteiligten stellten das gemeinsame Interesse in den Vordergrund und ermöglichen so wichtige Fortschritte wie die Verabschiedung des Gesamtarbeitsvertrags für Alters- und Pflegeheime oder die Anerkennung der Kostenübernahme für KVG-Pflege in den Einrichtungen. Dies zeigt, dass sich durch gebündelte Kräfte und die Nutzung des Fachwissens vor Ort die Arbeitsbedingungen, Dienstleistungsqualität und letztlich das Wohlbefinden der betreuten Personen nachhaltig verbessern lassen. ■

Anzeige

NEU mit KI - Funktionen

**Keinen Überblick mehr?
Dank TOGETHER haben Sie wieder klare Sicht!**

**Führen Sie mit TOGETHER Ihre Klientendossiers sehr effizient.
So gewinnen Sie Zeit für die Arbeit mit den Menschen.**

TOGETHER - die Standardsoftware für das Sozialwesen
corix AG | Zuchwilerstrasse 27 | CH-4500 Solothurn | +41 32 671 20 00 | www.corix.ch | info@corix.ch

corix SOFTWARE

Alles auf einen Klick: digitaler Neuauftritt der Föderation ARTISET und der drei Branchenverbände CURAVIVA, INSOS und YOUVITA

Ab 28. Januar 2026 präsentieren sich ARTISET und die Branchenverbände CURAVIVA, INSOS und YOUVITA in neuem digitalem Kleid. Die Webauftritte sind kompakt und nutzungsfreundlich gestaltet und bieten Zugriff auf das gesamte Angebot sowie exklusive Inhalte für Mitglieder. Zeitgleich wird das passwortgeschützte Portal myARTISET lanciert. Dieses ermöglicht Mitgliedern eine einfache Administration ihrer Daten und bietet eine Übersicht über die genutzten Leistungen.

Die neuen Websites wurden mit Fokus auf maximale Nutzungsfreundlichkeit entwickelt. Ihre Struktur wurde anhand von «User Experience Tests» so verschlankt, dass die Nutzerinnen und Nutzer nun schneller ans Ziel kommen.

Die individuellen Webauftritte der Branchenverbände legen den Fokus neu: Hier erfahren Besucherinnen und Besucher, wer YOUVITA, INSOS und CURAVIVA sind und wofür sich die Verbände einsetzen. Kurze Wege zur Webseite von ARTISET, die das gesamte föderative Angebot präsentiert, sind sichergestellt.

Die Navigation der Föderationsseite führt intuitiv auf diese vier Hauptbereiche:

- **Aktuelles:** Hier sind alle Newsmeldungen im Feed publiziert, sowie ein Kalender mit anstehenden Veranstaltungen.
- **Themen:** Ob Branchenlösungen, Beratungsangebote, Konzeptideen, FAQs oder Leitfaden – hier sind alle Instrumente aufgeführt, die Fach- und Führungspersonen in ihrem Alltag unterstützen. Die Inhalte sind in zwei Rubriken geteilt: «Betriebe führen» liefert Know-how für die Unternehmensleitung – von Personal und Organisation bis zu Finanzen und Sicherheit. «Menschen unterstützen» fokussiert auf die fachliche Arbeit und gibt Orientierung für die Förderung von Teilhabe, für die Gestaltung von Übergängen und für komplexe Betreuungssituationen.
- **Bildung:** Dieser Menüpunkt zeigt das komplette Aus- und Weiterbildungsbereich der Föderation auf, inklusive der Höheren Fachschule für Sozialpädagogik, der Höheren Fachschule für Gemeindeanimation und der Höheren Fachschule für Kindheitspädagogik.
- **Über uns:** Hier finden sich alle Informationen zur Organisation der Föderation sowie Inhalte zum politischen Engagement, zu laufenden Projekten und zur Mitgliedschaft.



Textbasierte Suchfunktion, übersichtliche Navigationsstruktur auf das vollständige Föderationsangebot, Direktlinks auf die Branchenverbände und Login auf das Portal myARTISET.

DAS NEUE PORTAL myARTISET

Über den Login-Button oben rechts auf dem Bildschirm gelangen Mitglieder der Föderation und Branchenverbände auf das neue Highlight der föderativen Website: das geschützte Portal myARTISET. Dieses ersetzt die bisherige Mitglieder-, Weiterbildungs- und Eventadministration und bietet zusätzliche Funktionen.

- **Team & Kurse:** Übersicht über alle Buchungen der Mitarbeitenden – vom Webinar bis zum Lehrgang.
- **Verträge:** Ob SUISA-Vertrag oder Lizenzpakete – im Bereich «Verträge» sind Laufzeiten und Details auf einen Blick ersichtlich. Zudem können die Mitglieder ihre Daten selbstständig pflegen und Adressen mit wenigen Klicks mutieren.
- **Korrespondenz:** Alle Belege sind zentral abgelegt und damit jederzeit verfügbar.

Im Januar erhalten alle Mitglieder die Login-daten für das Portal myARTISET, das am 28. Januar 2026 online geht. Über dieses Login erhalten die Institutionen künftig auch Zugang zu exklusiven Mitgliederinhalten.

EinfühlSAM auf die Wünsche der Bewohnenden eingehen

Betagte werden in Heimen vermehrt von Migrantinnen gepflegt, die zuvor etwa eine Integrationsvorlehre Gesundheitsberufe oder den Pflegehelfendenkurs des Schweizerischen Roten Kreuzes absolviert haben. Eine von ihnen ist Veridienne Mambeka. Im Pflegeheim Tertianum Le Manoir in Gampelen BE pflegt sie einfühlsam Betagte mit Demenz, als wären sie ihre Angehörigen.

Von Christian Bernhart (Text und Foto)

Am frühen Morgen schiebt Veridienne Mambeka (38) den Pflegewagen in den Lift des Pflegeheims Tertianum Le Manoir und drückt den Knopf der geschützten Wohngruppe im ersten Stock, wo den 12 Betagten mit Demenz am gemeinsamen Esstisch das Frühstück serviert wird. Zuvor will sie drei von ihnen zur Morgentoilette begleiten, diese beim Waschen und Anziehen unterstützen sowie während des Frühstücks die Betten machen. Jeden Morgen weiss sie, dass es viel Geduld braucht und sie auf Überraschungen gefasst sein muss.

«Bonjour Madame Jordan*, haben Sie gut geschlafen?», begrüßt Veridienne Mambeka nach dem Anklopfen an der Tür die 95-jährige Frau, die regungslos in ihrem Bett liegen bleibt, bevor sie kurz die Augen öffnet. Mambeka richtet weitere aufmunternde Worte an sie, als sei sie erfreut, eine Angehörige zu treffen, mit der sie endlich wieder einen Tag verbringen kann. Bevor sie erneut einladende Worte an Frau Jordan richtet und ihre Bettdecke behutsam zur Seite schiebt, sucht sie ihre Kleider nach Flecken ab, um neue bereitzulegen.

Jeden Schritt auf dem Weg zu Morgentoilette erklärend, richtet die Pflegende die alte Frau behutsam auf und nimmt sie an der Hand. Diese hält suchend ihre andere Hand dem Reporter entgegen, um die wenigen Meter bis zum Badezimmer meistern zu können. Voll aufgewacht, beginnt sie zu sprechen, ohne sich dabei verständlich zu machen. Mambeka, die darauf keine Antwort geben kann, lobt sie während der Pflege immer wieder, wie gut sie bei der Morgentoilette kooperiere, lobt auch die gepflegten Haare und macht ihr eine schöne Frisur. An der Hand führend, begleitet Veridienne Mambeka sie dann an den Frühstückstisch.

Von der Republik Kongo nach Aarau

Bei den zwei anderen Frauen läuft die Morgenpflege nicht wie vorgesehen ab. Die eine sträubt sich gegen die Intimpflege, die andere will erst gar nicht aufwachen. Mambeka, die im August ihre Ausbildung zur Fachfrau Gesundheit begonnen hat, lässt sich nicht aus der Ruhe bringen. Routiniert handhabt sie Betreuung und Pflege und geht dabei



«In Afrika pflegt und hilft man auch alten Menschen ausserhalb der eigenen Familie, wenn sie alleinstehend sind, und zwar liebevoll und mit Hingabe, ohne Erwartungen damit zu verknüpfen.»

**Veridienne Mambeka,
Fachfrau Gesundheit in Ausbildung**

Veridienne Mambeka empfindet ihre tägliche Arbeit mit den betagten Menschen im Tertianum Le Manoir in Gampelen als bereichernd und erfüllend.

behutsam auf die Wünsche der Betagten ein. Bevor sie im Tertianum in den Pflegeberuf eingestiegen ist, hat sie in Neuchâtel den Pflegehelfendenkurs des Schweizerischen Roten Kreuzes samt Praktika absolviert. Ihr Mann kam während des zweiten Kongokriegs (1998–2003) über Frankreich in die Schweiz, wohin sie ihm 2018 nach Aarau folgte.

Im Kaufmännischen und in der Verwaltung ausgebildet, war damals für sie als Angestellte der kongolesischen Steuerbehörde Französisch die Umgangssprache. In Aarau sich zurechtzufinden, war deshalb enorm schwierig. Eine Stelle auf ihrem Beruf zu finden, war nahezu aussichtslos. Mehr und mehr vermisste sie die Nähe und den Austausch innerhalb der Familie und zu ihren Landsleuten. Zur kulturellen Tradition ihres Landes gehört es etwa, sich umeinander zu kümmern – von der Jugend an bis ins hohe Alter.

Naheliegend war für sie deshalb ein Einstieg in den Pflegeberuf, wo ihr Einfühlungsvermögen gefragt ist. Da jedoch Pflegehelfendenkurse des Roten Kreuzes auf Französisch in Biel ausgebucht waren, entschloss sie sich, den Kurs

in Neuchâtel zu besuchen, wofür sie jeweils morgens um vier Uhr früh aufstehen musste. Nach einem Praktikum im Home St. Joseph in Cressier NE fand sie 2020 ihre Stelle im Tertianum Le Manoir in Gampelen, wo insgesamt 58 betagte Menschen Betreuung und Pflege erhalten.

Eine unentbehrliche Stütze

Für Daniela Brunner Wüest, seit vier Jahren Geschäftsführerin des Tertianums in Gampelen, sind Pflegehelfende mit Migrationshintergrund seit Langem eine unentbehrliche Stütze. Im Tertianum Le Manoir haben 10 von 43 Pflegenden einen nichteuropäischen Migrationshintergrund. Daniela Brunner Wüest vertritt die Haltung, dass der beste Weg zur Integration über die Arbeit und die damit verbundene Interaktion mit der hiesigen Gesellschaft erfolgt.

Oft arbeitet sie mit Pflegenden aus Afrika zusammen und meint: «Menschen aus Afrika haben traditionell eine sehr respektvolle Haltung alten Menschen gegenüber.» Aufgewachsen mit fünf Brüdern und vier Schwestern, war →



Trendtage
Gesundheit
Luzern

Trends und Perspektiven im Gesundheitswesen
Machbarkeit – Finanzierbarkeit – Ethik
trendtage-gesundheit.ch

GRENZENLOSIGKEIT

Grenzen ziehen - verschieben - überwinden



Ursula Arn
Leiterin Berufs- und Personalentwicklung Alter Deutschschweiz, ARTISET



Anne Lévy
Direktorin Bundesamt für Gesundheit BAG



Michael Simon
Direktor Pflegewissenschaft Universität Basel



Flavia Wasserfallen
Ständerätin

25. und 26. März 2026

KKL Luzern

Jetzt Ticket lösen!














krebsliga

Den Alltag bewältigen. Wir unterstützen dich.

Beim Thema Krebs sind Fragen ganz individuell. Wir sind persönlich für dich da und unterstützen dich bei einem Gespräch, per Mail oder im Chat. Damit du die Antworten findest, die du brauchst.

Mehr auf krebsliga.ch/beratung



Die Zukunft ist offen. Wir bereiten Sie darauf vor.

Fachkurse, Lehrgänge und Inhouse-Weiterbildungen

- Führung/Management
- Sozial- und Kindheitspädagogik
- Pflege und Betreuung
- Gastronomie/ Hauswirtschaft
- Selbst- und Sozialkompetenz



Weiterbildung



Weil erstklassige Bildung wirkt.
artisetbildung.ch

ARTISET
Bildung

INTEGRATIONSVORLEHRE ODER SRK-KURS

Der Einstieg in den Pflegeberuf führt für viele Migrantinnen und Migranten über das Schweizerische Rote Kreuz (SRK), respektive dessen Pflegehelfendenkurs. Von den 4055 Teilnehmenden im vergangenen Jahr haben 1825 diesen Kurs nicht in ihrer Muttersprache absolviert. Der Lehrgang, bestehend aus 120 Stunden Theorie und zwei Wochen Praxis, sei bei den Migrantinnen und Migranten beliebt, lässt Della Schafer vom Schweizerischen Rote Kreuz wissen. Dies auch deshalb, weil ihnen ein breites Begleitangebot mit Sprachförderung, Lernforen und zusätzlicher Unterstützung geboten wird, insbesondere bei der Suche nach einem Praktikumsplatz. Der niederschwellige Kurs wird in Deutsch, Französisch und Italienisch angeboten.

Ein weiterer Weg führt über die Integrationsvorlehre (INVOL), die seit Herbst 2018 Flüchtlinge und vorläufig Aufgenommene praxisorientiert auf eine Berufslehre vorbereitet. In den ersten sechs Jahren der Pilotphase haben 612 Personen diese Vorlehre in Bereich Gesundheit und Soziales absolviert. Die Organisation der Arbeitswelt (OdA) Gesundheit der Kantone Bern und Zürich haben die einjährige INVOL in ihr Programm aufgenommen. Die nationale Dachorganisation der Arbeitswelt Gesundheit, OdA Santé, hat gemeinsam mit dem Staatssekretariat für Migration (SEM) ein Austauschtreffen durchgeführt, um ein nationales Kompetenzprofil zu definieren.

Veridienne Mambeka Teil einer Grossfamilie mit Tanten, Onkeln und Cousins, insgesamt gut 30 Personen. Zum Hintergrund ihres Engagements meint sie: «In Afrika pflegt und hilft man auch alten Menschen ausserhalb der eigenen Familie, wenn sie alleinstehend sind, und zwar liebevoll und mit Hingabe, ohne Erwartungen damit zu verknüpfen.»

Die Ausbildung zur Fachangestellten Gesundheit hat sie vergangenen August begonnen. Sie besucht die Berufsschule in St. Imier BE und wird im Betrieb von einer Pflegefachfrau begleitet. Es sind arbeitsreiche Tage mit langen Anreisezeiten von ihrem Wohnort in La Chaux-de-Fonds. Die Arbeit mit den betagten Menschen sei für sie erfüllend und bereichernd, hält sie fest, denn sie erhält von den Seniorinnen und Senioren viel Wertschätzung und Anerkennung. «Jeden Tag tausche ich mich mit ihnen aus, erlebe unterschiedliches Verhalten, erfahre auch ihre speziellen Lebensgeschichten», sagt sie und meint: «Wenn wir ihnen verständnisvoll und mit Hingabe begegnen, erhalten wir auch etwas zurück.»

Es sind nicht immer einfache Entscheide, die sie fällen muss. Bei Frau Beaufort*, die sich an diesem Morgen auch bei der dritten herzlichen Begrüssung nicht zur Morgentoilette erheben will, hilft ihr Kollegin Annik Desirée Seri, die aus Côte d'Ivoire stammt. Behutsam transferieren sie Frau Beaufort auf den Rollstuhl, rollen sie in die Duschkoje und nach dem Duschen wieder ins Bett. Diese Pflege, die die Betagte an anderen Tagen durchaus schätzt, ist notwendig, um ihren Körper zur Vorbeugung von Dekubitus einzurichten zu können. Am späteren Vormittag hält Veridienne Mambeka ihr im Bett geduldig den Teebecher hin, gibt ihr das Morgenessen ein und wischt ihr danach den Mund sauber. Oft seien solche Berührungen der einzige körperliche Kontakt, den die Betagten mit Demenz während eines Tages erfahren, beobachtet sie.

Das Alleinsein erträglicher machen

Wie wichtig solche Kontakte sind, erfährt auch die Eritreerin Lea Z. (24) jeden Tag in der Stiftung Lebensart in Bärau BE. Hier leben 500 Betagte und Menschen mit Behinderungen in Wohngruppen. Vor fünf Jahren kam sie mit ihrer Mutter und fünf Geschwistern im Familiennachzug in die Schweiz, wo sie das zehnte Schuljahr absolvierte und einen Nachmittag in der Woche in der Stiftung Lebensart als Sport- und Freizeitanimatorin tätig war, bevor sie vergangenen August die Integrationsvorlehre Gesundheit begonnen hat.

Ihr grösstes Handicap sei noch das Deutsch, sagt sie. Für viele Bewohnende ist aber schon nur ihre Anwesenheit eine Bereicherung. «Die Bewohnerinnen und Bewohner halten meine Hand, weil sie nicht wollen, dass ich wieder gehe, wenn ich sie nach dem Mittagessen ins Zimmer oder auf einem Spaziergang begleitet habe.» Das Alleinsein macht den Seniorinnen und Senioren zu schaffen: Sie hätten zwar Verständnis dafür, wie Lea Z. sagt, dass die Kinder während der Woche nicht zu Besuch kommen, seien aber enttäuscht, wenn sie sich auch am Wochenende nicht sehen lassen. Im eritreischen Dorf, wo Lea Z. meist unter der Obhut der Grossmutter aufwuchs, war sie es gewohnt, betagte Verwandte zu waschen und zu pflegen.

Den beiden Migrantinnen Veridienne Mambeka und Lea Z. gelingt es, die Unterstützung von Familienmitgliedern, die für sie in der Heimat selbstverständlich war, auf die betagten Menschen in Pflegeheimen hier in der Schweiz zu übertragen. ■

* Namen der Betagten geändert.

«Kokain – die Elitedroge ist im Volk angekommen»

Kokain war einst die Droge der Künstler und Manager – heute ist sie mitten in der Gesellschaft angekommen. Frank Zobel, Vizedirektor von «Sucht Schweiz»*, erklärt, warum der Konsum zunimmt, welche Risiken unterschätzt werden und weshalb Prävention bei Kokain besonders sensibel ist.

Von Patrick Jecklin

Herr Zobel, Kokain galt früher als Drogen der Ärzte, Künstler und Manager. Heute scheint es auch in breiteren Bevölkerungsschichten angekommen zu sein. Deckt sich das mit Ihrer Beobachtung?

Ja, das entspricht durchaus der Realität. Kokain wird heute in sehr unterschiedlichen Milieus konsumiert – nicht nur in der «oberen Gesellschaft». Auch Menschen im Transportwesen, im Gastgewerbe oder auf dem Bau greifen dazu. Allerdings wissen wir nicht genau, ob das frühere Bild – dass es vor allem eine Elitedroge war – überhaupt richtig war. Sicher ist: Heute erreicht Kokain breite Bevölkerungsgruppen. Ein Grund dafür ist der Preis. Kokain ist so günstig wie nie. Eine Dosis von etwa 0,2 Gramm kostet heute auf der Strasse in Lausanne rund zehn Franken. Gleichzeitig ist der Reinheitsgrad gestiegen – von 40 bis 50 Prozent vor zehn Jahren auf heute 70 bis 90 Prozent. Das hat mit der massiv

gestiegenen Produktion in Lateinamerika zu tun. In Europa werden jedes Jahr rund 400 Tonnen Kokain sicher gestellt.

Wer konsumiert heute am häufigsten – gibt es typische Altersgruppen oder Milieus, die besonders auffallen?

Am häufigsten konsumieren junge Erwachsene zwischen 18 und 35 Jahren. Das zeigen die Gesundheitsbefragungen, die alle fünf Jahre durchgeführt werden. Diese Daten sind allerdings mit Unsicherheiten behaftet, weil viele ihren Konsum nicht angeben. Grob unterscheiden wir drei Gruppen: erstens drogenabhängige Menschen in prekären Lebenslagen, die häufig konsumieren. Zweitens sozial und beruflich integrierte Personen, die Kokain als eine Art «Doping» einsetzen – um leistungsfähiger, konzentrierter oder belastbarer zu sein. Und drittens die

Freizeitkonsumierenden, die es gelegentlich in geselligen Momenten nehmen. Etwa 80 Prozent gehören zu dieser letzten Gruppe. Aber gemessen an der konsumierten Menge ist es umgekehrt: Die wenigen, die regelmässig konsumieren, verbrauchen den Grossteil des Kokains.

Was macht die Droge für diese Bevölkerungsschichten so attraktiv?

Dafür gibt es im Wesentlichen zwei Hauptgründe: zum einen die hedonistische Seite – Kokain macht euphorisch, man fühlt sich wach, stark und selbstbewusst. Zum anderen die funktionale Seite: Viele nutzen es, um durchzuhalten, konzentrierter zu arbeiten oder besser zu performen. Dazu kommen Menschen, die damit psychische Belastungen kompensieren – etwa Stress oder Erschöpfung. Meist spielen mehrere Motive gleichzeitig eine Rolle.

Einige Ärztinnen und Ärzte sagen, Kokain steigert kurzfristig Fokus und Selbstvertrauen. Stimmt das?

Ja, das stimmt. Kurzfristig kann Kokain tatsächlich Konzentration und Leistungsfähigkeit erhöhen. Aber der Preis dafür ist hoch. Denn mit zunehmendem Konsum wächst das Risiko, abhängig zu werden. Wie schnell das passiert, ist individuell – bedingt von der biologischen Veranlagung, der psychischen Stabilität und dem sozialen Umfeld. Es gibt keine klaren Grenzen zwischen «kontrolliertem» und problematischem Konsum.

Wie schnell kann sich eine Abhängigkeit entwickeln – und welche Warnzeichen gibt es?

Das ist sehr unterschiedlich. Warnzeichen sind etwa, wenn jemand zunehmend konsumiert, Gelegenheiten dazu sucht oder auf andere Aktivitäten verzichtet, um zu konsumieren. Dann ist viel Vorsicht geboten.

Die Abhängigkeit von Kokain hat ihren Preis. Welche Schäden verursacht regelmässiger Konsum?

Kokain ist eine hochriskante Droge. Sie wirkt toxisch auf das Herz-Kreislauf-System und kann zu Herzrhythmusstörungen, Bluthochdruck oder Herzinfarkten führen. Psychisch kann sie Depressionen, Angstzustände oder Psychosen auslösen. Nach dem Rausch folgt häufig ein starker Stimmungseinbruch – das kann zu Nachkonsum führen, um das Tief auszugleichen. So entsteht ein Teufelskreis.

Und was passiert im sozialen oder beruflichen Umfeld – wann fliegt ein jahrelanger Konsum auf?

Oft bleibt der Konsum lange unbemerkt. Viele Betroffene führen über Jahre ein funktionierendes Leben – bis irgendwann die Kontrolle verloren geht. Typisch sind Scheidungen, Verluste von Freunden sowie Einsamkeit, finanzielle Probleme, leere Bankkonten, zusätzliche Hypotheken. Wer regelmäßig konsumiert, braucht Geld – und nicht selten wird das zum zentralen Lebensinhalt.

«Kokain ist eine hochriskante Drogen. Sie wirkt toxisch auf das Herz-Kreislauf-System und kann zu Herzrhythmusstörungen, Bluthochdruck oder Herzinfarkten führen. Psychisch kann sie Depressionen, Angstzustände oder Psychosen auslösen.»

Frank Zobel, Vizedirektor von «Sucht Schweiz»

Wenn der Konsum zunimmt, dann dürfte es nicht allzu schwierig sein, an Kokain heranzukommen?

Wie leicht ist die Droge heute in der Schweiz erhältlich?

Sehr leicht. Das Verhältnis von Preis zu Qualität ist derzeit einmalig. Die Verfügbarkeit ist enorm gestiegen, und es gibt viele Kanäle – auch außerhalb der klassischen Drogenszene.

Spielt dabei der Onlinehandel eine wachsende Rolle?

Ja, aber hauptsächlich bei sozial integrierten Konsumierenden. Noch ist der Anteil eher klein, aber er steigt. Die

Polizei kann zwar einen Teil der Angebote aufspüren, doch das betrifft nur einen Bruchteil des Markts. In der Waadt beispielsweise werden schätzungsweise nur 8 bis 10 Prozent der Kokainmenge beschlagnahmt. Der Rest wird konsumiert.

Zwar ist der Reinheitsgrad von Kokain gestiegen, wie Sie oben ausgeführt haben. Dennoch wird die Droge nie ganz rein verkauft. Welche Risiken birgt das?

Der sogenannte Verschnitt kann gefährlich sein. Früher wurde häufig Phenacetin, Lidokain und Levamisol – →

KOKAIN AUF EINEN BLICK

Wirkstoff: Kokainhydrochlorid, gewonnen aus den Blättern des Cocastrauchs.

Wirkung: Erhöht Dopamin, Noradrenalin und Serotonin im Gehirn. Dies führt zu Euphorie, gesteigertem Selbstbewusstsein, Wachheit und einem verminderteren Schlafbedürfnis.

Risiken: Herz-Kreislauf-Probleme, psychotische Episoden, Depressionen, starke psychische Abhängigkeit.

Nachweiszeit: Im Urin 2 bis 3 Tage, im Haar bis zu 90 Tage.

Konsumformen: Meist geschnupft und in Kombination mit Alkohol konsumiert, zunehmend auch geraucht («Crack») oder injiziert.

Einige Zahlen:

- Rund 6,2 Prozent der Bevölkerung haben laut Suchtmonitoring Schweiz schon einmal Kokain konsumiert, etwa 1 Prozent im letzten Jahr.
- Die Dunkelziffer liegt sicher höher.
- Anzeichen von einem steigenden Konsum bei 20- bis 40-Jährigen, vor allem in urbanen Regionen.

«Entscheidend ist ein Klima des Vertrauens. Wenn Betroffene wissen, dass sie ohne Angst vor Verurteilung über ihren Konsum sprechen können, ist das bereits ein wichtiger Schritt in Richtung einer Lösung.»

ein Tierarzneimittel, das unter anderem Hautprobleme verursachen kann – beigemischt. Heute findet man neue Stoffe wie Prokain. Diese Substanzen verstärken manchmal die Wirkung, sind aber gesundheitlich bedenklich. Auch Koffein ist ein gängiges Streckmittel.

Kann grundsätzlich jede und jeder abhängig werden – oder gibt es Menschen mit einer besonderen Suchtveranlagung?

Prinzipiell kann jeder Mensch abhängig werden. Es gibt zwar Risikofaktoren wie genetische Disposition oder psychische

Belastungen, aber entscheidend ist auch das Umfeld: Welche Erfahrungen jemand mit Substanzen macht und in welchem sozialen Kontext er lebt.

Bei Alkohol oder Tabak ist Prävention Alltag. Müsste man nicht auch bei Kokain konsequent auf Prävention setzen? Und wie sieht diese aus?

Bei Alkohol oder Tabak kann man breite Kampagnen führen, weil fast alle einen Bezug dazu haben. Bei Kokain wäre das kontraproduktiv – man würde eher riskieren, Neugier zu wecken. Darum arbeitet man gezielt in bestimmten Milieus, zum Beispiel im Nachtleben oder bei manchen Risikoberufen. In der Schule geschieht Prävention meist ganz allgemein, mit Fokus auf Lebenskompetenzen.

Anzeige

ARTISET Securit

ARTISET Securit ist die Lösung für die Mitglieder von CURAVIVA, INSOS und YOUVITA mit:
Beratung, Informationen und Schulungen.

ARTISET Securit ist:

- **einfach** – dank der Online-Plattform asa-control leicht umzusetzen.
- **günstig** – minimiert Ihren Arbeitsaufwand für die Umsetzung der EKAS-Richtlinie 6508.
- **integrierbar** – als eigenständige Arbeitssicherheitslösung einzusetzen oder in ein bestehendes QMS zu integrieren.
- **umfassend** – ein Gesamtpaket mit Plattform, Aus- und Weiterbildungen, Audits, Updates, Beratung.
- **professionell** – Fachspezialist:innen für Arbeitssicherheit und Arbeitsschutz sind für Sie da.
- **national** – alle Schulungen und Dokumente sind auf Deutsch und Französisch verfügbar.



Die Branchenlösung
für Arbeitssicherheit und
Gesundheitsschutz

ARTISET Föderation der Dienstleister für
Menschen mit Unterstützungsbedarf
CURAVIVA **INSOS** **YOUVITA**

Und wie schwierig ist der Ausstieg?

Das hängt stark von der Intensität des Konsums ab. Wer häufig konsumiert, entwickelt eine starke psychische Abhängigkeit. Anders als bei Heroin gibt es bei Kokain bis jetzt keine Substitutionsmöglichkeit – keine vergleichbare Ersatztherapie. Die Behandlung erfolgt psychotherapeutisch, kombiniert mit sozialer Unterstützung.

Was raten Sie Fachpersonen, die mit Jugendlichen oder psychisch belasteten Menschen zu tun haben – wie gelingt ein guter Umgang mit dem Thema Kokain?

Das Wichtigste ist, offen zu bleiben und zuzuhören. Wer konsumiert, erlebt damit oft auch positive Effekte – sonst würde er es nicht tun. Wenn man das anerkennt, schafft man Vertrauen. Nur wer nicht stigmatisiert, kann mit den Betroffenen in einen echten Dialog treten.

Was können Institutionen oder Heime konkret tun, um Konsum früh zu erkennen oder vorzubeugen?

Vorbeugung ist schwierig. Aber man kann aufmerksam sein für Verhaltensänderungen, für Rückzug oder auffällige Energie- und Stimmungsschwankungen. Entscheidend ist ein Klima des Vertrauens. Wenn Betroffene wissen, dass sie ohne Angst vor Verurteilung über ihren Konsum sprechen können, ist das bereits ein wichtiger Schritt in Richtung einer Lösung.

Zum Schluss: Wie hat sich der Blick der Gesellschaft auf Kokain verändert – ist der Konsum heute tatsächlich salonfähiger geworden?

Kokain hat nicht immer ein gutes Image. Die meisten Menschen sehen darin etwas Negatives, Gefährliches. Aber mit der zunehmenden Verbreitung ist der Konsum in gewissen Kreisen tatsächlich etwas normaler geworden – etwa in der Partyszene oder in bestimmten Berufen, wo der Leistungsdruck hoch ist. Man spricht heute

offener darüber, manchmal fast beiläufig. Gleichzeitig hat die Crack-Welle, die wir in vielen Städten beobachten, das Bild wieder stark verschlechtert. Sie zeigt, dass Kokain nicht nur eine Party- oder Leistungsdroge ist, sondern gravierende soziale Folgen haben kann. Insgesamt ist die gesellschaftliche Haltung also ambivalent – zwischen schlechender Normalisierung und wachsender Sorge. ■



Frank Zobel: Der Sozialwissenschaftler forscht seit vielen Jahren zu Drogenpolitik, Konsumtrends und Präventionsstrategien.

Foto: Olivier Wavre

* Frank Zobel ist Vizedirektor und Co-Leiter der Forschungsabteilung von Sucht Schweiz. Der Sozialwissenschaftler forscht seit vielen Jahren zu Drogenpolitik, Konsumtrends und Präventionsstrategien. Sucht Schweiz ist die nationale Kompetenzstelle für Suchtfragen mit Sitz in Lausanne.

Stimmrecht für alle!



Maud Theler, SP, Grossrätin im Kanton Wallis Foto: Franziska Werren

«Wenn ein Mensch mit Behinderung über ein ausreichend grosses Netzwerk verfügt, um gewählt zu werden, hat er seinen berechtigten Platz.»

Im Jahr 2023 bestand eine der Forderungen der ersten Behindertensession darin, dass der Entzug des Stimm- und Wahlrechts von Personen, die unter umfassender Beistandschaft stehen, aufgehoben wird. Im September haben erfreulicherweise beide Räte eine Motion zur Beseitigung dieser Ungleichheit angenommen. Endlich sind Fortschritte zu erkennen!

Die UN-Behindertenrechtskonvention fordert für Menschen mit Behinderungen dieselben Rechte wie für Menschen ohne Behinderung. Das Recht auf politische Meinungsäußerung ist ein Grundrecht, das die Schweiz – ausser in einigen Kantonen – auch im Jahr 2025 noch mit Füssen tritt, obwohl sie die UN-BRK 2014 ratifiziert hat.

Nun könnte man einwenden, dass Menschen, die nicht in der Lage sind, ihre Angelegenheiten selbst zu regeln, auch nicht abstimmen können. Dem entgegne ich, dass Menschen auch dann eine politische Meinung haben können, wenn sie im Alltag Unterstützung benötigen. Dadurch, dass alle ihre Meinung äussern dürfen, wird das politische Gleichgewicht nicht ins Wanken geraten. Personen unter umfassender Beistandschaft sind nicht alle rechts oder links! Und falls die Befürchtung besteht, dass diese Menschen beeinflusst werden oder ihre Angehörigen für sie wählen: Wer hat sich nicht schon mit der Familie ausgetauscht, um zu entscheiden, wen man wählt? Ausserdem: Werden wir nicht alle von Kampagnen, unserem Freundeskreis und unserem beruflichen Umfeld beeinflusst?

Blinde können ihren Stimmzettel aktuell nicht alleine ausfüllen. Trotzdem denken wir – glücklicherweise – nicht darüber nach, ihnen das Stimmrecht zu entziehen!

Und schliesslich: Für andere zu wählen ist strafbar. In einem solchen Fall sollte man die Betrüger bestrafen, anstatt

Personen mit Behinderung zu benachteiligen, nur weil andere Personen böswillige Absichten hegen könnten.

Keine Sorge: Auch wenn alle kandidieren dürfen, heisst das noch lange nicht, dass sie auch gewählt werden. Um gewählt zu werden, muss man integriert sein und über ein Netzwerk verfügen. Wenn ein Mensch mit Behinderung also über ein ausreichend grosses Netzwerk verfügt, um gewählt zu werden, hat er wie jede und jeder andere auch seinen berechtigten Platz. ■

sozjobs.ch

Hier finden Sie die passenden Mitarbeitenden.

sozjobs.ch – das Jobportal für Sozial- und Gesundheitsberufe.

Partner von
ARTISET



Weil ein Zuhause mehr ist als nur vier Wände

Wir gestalten und pflegen liebevoll begleitete Lebensorte für Menschen mit besonderen Bedürfnissen – Orte mit Herz, Struktur und echter Nähe.

Hier dürfen Menschen sich sicher fühlen, zur Ruhe kommen und Teil einer Gemeinschaft sein.

RedLine.[®]
Software

redline-software.ch

RedLine Software GmbH · 9000 St. Gallen
+41 71 220 35 41 · info@redline-software.ch

OPTIMALER SERVICE IM SPEISESAAL



Als Marktführer, der sich für Leistung und nachhaltige Produkte engagiert, entwickeln und produzieren wir Konzepte, die die Mahlzeitenverteilung in Gemeinschaftseinrichtungen – insbesondere im Gesundheitswesen – erleichtern.

Um den Anforderungen des Speisesaalservices gerecht zu werden und ein noch angenehmeres sowie einladenderes Esserlebnis zu bieten, haben wir MULTISERV konzipiert – unsere Lösung für die Verteilung von Speisen in Mehrportionsschalen.

Dieser vielseitige Wagen gewährleistet die Konservierung und Wiedererwärmung Ihrer Gerichte, unabhängig davon, ob sie heiß, kalt oder tiefgekühlt serviert werden. MULTISERV ist mit allen gängigen Behältersystemen kompatibel und unterstützt die flexible Gestaltung von Speiseplänen, individuelle Ernährungsanpassungen sowie die gemeinschaftliche Esskultur in Pflege- und Gesundheitseinrichtungen. Unsere Technologie garantiert dabei eine lückenlose Rückverfolgbarkeit gemäß HACCP-Standard.